

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-337526](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337526)

bis zuletzt, nun gingen sie noch gemeinsam vor bis zum Mausoleum, dessen Pforten offen geblieben. Ein Wald von Kränzen schmückte die Mauern, auf der Schwelle aber lagen einige Lorbeerzweige, die beim Hineintragen des fürstlichen Sarges wohl hinabgerutscht waren. Die hoben sich die Männer auf, als heilige Reliquien und Andenken an den heutigen Tag. Da, während sich der Gärtner danach bückte, sah er nahe der Türe auch noch ein schwarz umrändert Papier liegen, er wußte was es war, von der kleinen Schloßkapelle auf der Mainau her — eine Gottesdienstordnung, deswegen schenkte er sich auch nicht, sie aufzuheben, das war kein Raub an der Grabkapelle, das war nur ein wehmütiger Fund, den er zu seinem Lorbeerzweiglein legen wollte. Den Gefährten doch es zuvor zeigend, bemerkte er, daß unter „Gedächtnisrede“ der Text derselben mit Bleistift

eingezeichnet war. „Ich will Dich segnen, und Du sollst ein Segen sein!“

Tief ergriffen las er die Worte den beiden andern vor. Der alte Reichenauer sprach gerührt: „Keinen treffenderen Text konnte der Herr Pfarrer wählen — dies Wort ist so gut, als ob wir die ganze Predigt gehört hätten. — Ja, ein Segen war Großherzog Friedrich uns Badnern und ein Segen war er auch dem ganzen deutschen Reich. Möge des Himmels Segen Ihm zum Dank nun auch weiter auf Seinem Sohn, unserm jetzigen Großherzog und auf Seinem ganzen Geschlecht ruhen.“

„Amen!“ sagten leise die zwei andern, dann schritten auch sie dem Ausgange zu und einsam und stille schlummernd blieb der große Tote in der Gruft, die Er für Sich und die Seinen unter den alten Bäumen seines Parkes erbaut hatte.



Das „Badische Militärvereinsblatt.“

Das Militärvereinsblatt, welches heute die Höhe von 40 000 Auflagen erreicht hat, erschien zum ersten Mal im Jahre 1874 als Monatsblatt und wurde vom Hauptmann a. D. Geheimen Kommerzienrat Karl August Schneider, dem damaligen Verbandspräsidenten, redigiert. Im Jahre 1876 übernahm Hauptmann a. D. Köhlein die Leitung des Blattes auf kurze Zeit. Vom 1. Januar 1877 an lag die Leitung in den Händen des Kriegsrats Krumel. In diesem Jahre hatte das Vereinsblatt 800 Auflagen erreicht. Vom 1. Januar 1878 erscheint das Blatt monatlich zwei Mal. Am 1. Januar 1880 übernahm die Druckerei Reiff Druck und Verlag des Vereinsblattes und hat in den verfloßenen 28 Jahren sich allezeit hilfsbereit und entgegenkommend gezeigt, was auch hier in dankenswerter Weise Erwähnung finden soll.

Im Jahre 1891 übernahm Oberstleutnant a. D. Plaz die Leitung des Blattes, welches jetzt die Höhe von 3000 Auflagen erreicht hat. 1892 waren 4000 Auflagen erreicht. Dem Vereinsblatt wurde als illustrierte Beilage das „Eiserne Kreuz“ beigegeben. 1893 erschien das Blatt wöchentlich einmal und erreichte 1894 8000 Auflagen.

Am 31. Dezember 1900 trat Oberstleutnant a. D. Plaz von der Leitung zurück. Unter seiner treuen, gewissenhaften, zielbewußten Arbeit hatte das Vereinsblatt die Höhe von 26 000 Auflagen erreicht, und in den Reihen der Militärvereine infolge des lehrreichen und in vaterländischem Sinne belehrenden Inhaltes die weiteste Verbreitung gefunden.

Am 1. Januar 1901 übernahm der Unterzeichnete die Leitung des Blattes und führte dasselbe im Sinne seines verehrten Vorgängers weiter. Im Jubiläumsjahr 1905 hatte das Vereinsblatt 40 000

Auflagen erreicht, so daß auf 3 Mann des Verbandes ein Blatt kam. In dieser Höhe hat sich das Blatt erhalten. Alljährlich erhalten diejenigen Vereine, welche im Verhältnis zu ihrer Mitgliederzahl die meisten Blätter beziehen, eine Prämie als Weihnachtsgabe. Wenn nun auch eine große Anzahl von Vereinen das Vereinsblatt in großer Zahl bezieht und in dankenswerter Weise für die Verbreitung des Verbandsorgans mitarbeitet, so ist doch noch eine große Zahl von Vereinen vorhanden, welche demselben wenig oder gar kein Interesse entgegenbringen. Das Vereinsblatt ist mit der Zeit für die alten Soldaten ein Familienblatt geworden, und sollte in keiner Soldatenfamilie fehlen. Das Vereinsblatt, das neben Aufsätzen vaterländischen Inhalts die wichtigsten Begebenheiten am Kaiserlichen und Großherzoglichen Hofe, sowie Kriegsbegebenheiten, im unterhaltenen Teile fesselnde Erzählungen bringt, und auch im Beiblatt das „Eiserne Kreuz“ viel Interessantes bietet ist wohl dazu angetan, erzieherisch auf unsere heutige Jugend zu wirken.

So spricht der unterzeichnete Leiter des badischen Vereinsblattes die Hoffnung und den Wunsch aus, daß die Leser des Verbands-Kalenders auch diese ihm zur Verfügung gestellte Spalte nicht übersehen und beitragen möchten für eine weitere Verbreitung des Blattes hilfreich einzutreten. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß das „Badische Militärvereinsblatt“ das billigste der erscheinenden Militärverbandsblätter ist und jährlich nur 1 Mark kostet. Allen denjenigen Kameraden, welche bisher zur Verbreitung des Blattes so tatkräftig mitgewirkt haben, sei auch an dieser Stelle herzlichst gedankt.

C. Heusch.

❧ Zum 18. Januar. ❧

Der 18. Januar ist einer der wichtigsten Gedenktage in der deutschen Geschichte.

Seit dem Tage, an welchem Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg sich zu Königsberg die preussische Krone aufs Haupt setzte, waren gerade 170 Jahre verflossen, als ein anderer Sprosse des Hohenzollernstammes sich zuerst „Deutscher Kaiser“ nannte.

Der französische Krieg hatte Deutschland die lange ersehnte Einigung gebracht, die ihren Ausdruck dahin fand, daß Deutschlands Fürsten mit

herabwehten, flankiert durch zwei Garde-du-Corps mit gezogenem Pallasch. Vor einem der Mittel Fenster war ein Feldaltar aufgeschlagen, gegenüber hatten gegen 600 Offiziere aller Waffen und Kontingente Aufstellung gefunden.

Um die zwölfte Stunde betrat der König mit den Fürstlichkeiten den Saal und nahm gegenüber dem Altar Aufstellung, worauf der Gottesdienst begann, nach dessen Schluß sich der König mit den Fürstlichkeiten auf die Tribüne begab und die feierliche Erklärung abgab, daß er die ihm



Die Kaiserproklamation zu Versailles am 18. Januar 1871.

Zustimmung des deutschen Volkes dem König Wilhelm von Preußen die Kaiserkrone anboten. — Zu Versailles, im Schlosse jenes französischen Königs Ludwig des XIV., dessen Sinnen und Trachten auf Deutschlands Zersplitterung und Erniedrigung gegangen war, fand am 18. Januar 1871 die Kaiserproklamation statt.

Welch' ein Augenblick! In jenem prachtvollen Spiegelsaale des stolzeften aller fränkischen Königspaläste erhob sich an einer der Schmalseiten ein drei Stufen hohe Estrade, von welcher die Fahnen und Standarten der vor Paris liegenden Truppen

von Deutschlands Fürsten und Volk angebotene Kaiserwürde für sich und seine Nachfolger in der Krone Preußens annehme.

Alsdann trat der Bundeskanzler Graf Bismarck vor, im blauen Waffenrock der 7. Kürassiere, den Stahlhelm in der Hand, und verlas die Proklamationsurkunde, die an das deutsche Volk gerichtet ist. Die Urkunde schließt mit der Versicherung des Kaisers: „Uns aller und unsern Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen allzeit Mehrer des deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den

Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."

Diese feierlichen Worte waren kaum verklungen, als der Großherzog von Baden, der links vom Kaiser stand, mit hochgehobenem Helm ausrief: "Es lebe Seine Majestät der Kaiser Wilhelm!" Und die ganze tief ergriffene Versammlung stimmte begeistert in den jubelnden Kaiserruf ein und zum ersten Male neigten sich die Fahnen und Banner des deutschen Heeres vor dem Kaiser, der nun den Kronprinzen küßte, dem Großherzog von Baden die Hand drückte und dann die Offiziere an sich vorüber defilieren ließ.

Aber noch eine andere Erinnerung wird am 18. Januar wachgerufen — die Erinnerung an die Ehrentage des Werder'schen Korps vor Belfort. Der Plan der Franzosen ging im Januar 1871 bekanntlich dahin: Bourbaki sollte gegen Belfort vordringen, um es zu entsetzen und dann ins Elsaß und über den Rhein in Süddeutschland einzufallen; zugleich sollte Garibaldi zunächst seinen Vormarsch in der linken Flanke begleiten und dann die Verbindung der vor Paris stehenden deutschen Heere unterbrechen, um diese zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen und ihnen schließlich den Rückzug nach Deutschland abzuschneiden.

Dieser nicht so übel ersonnene Plan scheiterte an den tief durchdachten und trefflich ausgeführten Gegenmaßnahmen der deutschen Heeresleitung und vor allem an der unübertrefflichen Tapferkeit des Werder'schen Korps.

Und in der Tat, es ist bewunderungswürdig, was das XIV. Armeekorps in jenen eiskalten Tagen und Nächten geleistet hat. Neben der

Gefahr eines feindlichen Ausfalls aus Belfort mußte gekämpft werden zwischen zwei feindlichen Feuern, im Rücken die Festung Belfort und in der Front ein an der Zahl dreifach überlegener Gegner. Um einer hieraus leicht entspringenden Flankierung zu begegnen, mußte die Verteidigungslinie eine ausgedehnte sein; sie erstreckte sich über sieben Stunden Wegeslänge längs der Lisaine und Allaine und ihre Aufstellung begann am 11. und 12. Januar 1871. Am 13. Januar bei 15° Kälte fanden schon ernstere Begegnungen mit dem Feinde statt. Der 14. Januar fand alle Truppen in ihren Stellungen. Die feindlichen Streitkräfte begannen ihren Hauptangriff am 15. Januar. Drei Tage lang wütete der mörderische Kampf; aber alle Positionen auf der ganzen deutschen Linie waren un durchbrochen, der Deutschen Mut blieb unbeseigt und der Feind suchte schließlich seine Rettung im Rückzug, der mit dem Uebertritt der Bourbaki'schen Armee auf Schweizer Gebiet endete. Der Feind verlor gegen 4000 Mann Tote und Verwundete und etwa 2000 Mann an Gefangenen. Das XIV. Korps dagegen verlor in der dreitägigen Schlacht etwa 1500 Tote und Verwundete, darunter 60 Offiziere.

Das waren die Ehrentage des Werder'schen Korps, das Deutschland von der letzten Furcht eines feindlichen Einfalls der Franzosen mit unglaublicher Tapferkeit befreit hatte.

Truppen wie Führer haben sich in diesen drei Tagen um unser Vaterland in hohem Grade verdient gemacht. Ein ehrenres Andenken bleibt diesen Tapferen allzeit gesichert.

Kamerad Dr. Süp fle.

Humoristisches.

Aus einer Postkarte vom Truppenübungsplatz Hagenau entnehmen wir nachstehenden poetischen Gruß:

Der Himmel ist blau,
Der Sand ist grau,
Das Essen ist mau,
So sieht's aus in Hagenau.

Guter Rat bei Beden.

Tritt fest auf — mach's Maul auf — hör' bald auf —

Der Mann sinkt, das Weib fällt. —

Da, wo der Mann böse ist, ist das Weib schlecht. —

Was vergangen, kehrt nicht wieder — aber ging es leuchtend nieder, leuchtet's lange noch zurück. —

Die Schattenseite.

"Sapperment, hat Deine Frau schöne Augen!" —
"Ja, aber die massenhaften Wünsche, die ich da den ganzen Tag ablesen soll."

Der Optimist.

"Wann werden Sie nun, Herr Tippler, denn eigentlich die von mir bezogene Schreibmaschine bezahlen?" — Herr Tippler: "Ach? Bezahlen? Sie sagten doch, die Maschine ist so gut, die macht sich schon selbst bezahlt!"

Orden.

Ein sehr hoher Herr, der viele Orden zu vergeben hat und deshalb ihren Wert ganz besonders einzuschätzen versteht, soll im Gespräch mit einem seiner Vertrauten die Orden kurz folgendermaßen eingeschätzt haben: "Es gibt drei Sorten von Orden: erdiente, erdientere und erdinierte!"

Verkehrshindernis.

Passagier: "Warum jagt denn der Lokomotivführer die beiden Raisschweiber nicht aus dem Geleise, damit der Zug endlich wegfahren kann?" — Stationsvorsteher (leise): "s geht nicht gut; es ist nämlich seine Alte!"

Ballgespräch.

Bei Tisch: "Mein Fräulein, darf ich mein Brot mit Ihnen teilen?" "Ach bitte, sprechen Sie mit Mama!"

Eine große Kolonnen-Übung.



Unsere Abbildung stellt eine Episode aus der am 30. Juni 1907 in Mannheim stattgehabten großen Sanitäts-Übung dar, an der sich neben 8 badischen auch 3 bayerische Kolonnen — Frankental, Ludwigs-hafen a. Rh. und Speyer — mit 14 Kolonnenärzten und 379 Mitgliedern beteiligten. Die Übung hat auch dadurch große Bedeutung erlangt, weil ihr ein Allerhöchst ernannter Stellvertreter des Kaiserlichen Militärinspektors der freiwilligen Krankenpflege — General von Vertheß, Erzellenz — anwohnte und ebenso das Zentralkomitee der deutschen Vereine vom Roten Kreuz durch General von Viebahn, Erzellenz, vertreten war. Als Mitglied des Zentralkomitees des Bayerischen Landesvereins vom Roten Kreuz waren Generalleutnant z. D. Ritter von Landmann und Oberstleutnant a. D. del Moro erschienen; die Pfalz war durch den Vorsitzenden des Kreisauschusses der Pfalz, Regierungspräsident von Neuffer und den Sektionsvorsitzenden für Kolonnenangelegenheiten Oberleutnant a. D. Belten vertreten; für Baden war der Landesdelegierte der freiwilligen Krankenpflege Minister Freiherr von und zu Bodman, der Korpsdelegierte der freiwilligen Krankenpflege Ministerialdirektor Dr. Glockner, der Vertreter Sr. Königlichen Hoheit

des Großherzogs Großh. Landeskommissar Geh. Oberregierungsrat Pfisterer, der Vertreter Ihrer Königlichen Hoheit der Großherzogin Schloßhauptmann Oberstleutnant a. D. von Stabel und ferner seitens der Militärbehörde der Korpsarzt des XIV. Armeekorps Generalarzt Dr. Gerstaker anwesend. Der Übung lag die Idee eines Eisenbahnunfalles eines Militärtransports zu Grunde. Bei der nachfolgenden Schlußbesprechung durften die Kolonnen aus berufener Munde Worte hoher Anerkennung vernehmen. Generalarzt Dr. Gerstaker brachte den Dank der Armee zum Ausdruck für den regen Eifer, den die freiwillige Krankenpflege entwickelt habe; der Verlauf der Übung habe gezeigt, daß die Armee in vollstem Maße auf die Unterstützung der Kolonnen rechnen dürfe. Der Vorsitzende des Landesvereins vom Roten Kreuz, Herr General Limberger dankte für das Erscheinen der hohen Delegierten und stellte mit Genugtuung die den Kolonnen gezollte Anerkennung fest.

Möchten die unsere Kolonnen ehrenden Worte dazu beitragen, die Mitglieder zu neuem Eifer anzuspornen, aber auch den Erfolg haben, daß in der Gründung neuer Kolonnen überall fortgefahren werde!
Kamerad Dr. Stroebe.

Eine Kriegserinnerung.

Leutnant B. von einem bayerischen Jägerbataillon sieht einen Soldaten seiner Kompanie aus einem Krankladen Villejuifs kommen und hört, wie dieser über die Dummheit der Malesiz-Franzosen raisonnirt. B. fragt den Jäger, was er denn in dem Laden habe kaufen wollen: „a Salz, Herr Leutnant und segn's, die Kerls haben g'wieß gnua und wolln mer nur kans geben. Ich hab's zehnmal g'sagt — a Salz, a joa Salz zum Salzen nichst' i, nit amol verstanden habn sie's, wenn ich's auch noch so laut g'schrien hab.“ Leutnant B. nimmt ein Blatt Papier aus seinem Taschenbuch und schreibt darauf „du sel.“

„So, da steht's drauf, was Salz auf französisch heißt, jetzt werden sie's verstehen.“ „Ich dank g'horichamst, Herr Leutnant.“ — „Andern Tags fragt B. den Soldaten, ob er sein Salz erhalten habe. „Net gleich, Herr Leutnant, die haben a nit recht französisch verstanden; ich hab' zwanzigmal g'sagt, an „Dufel“ will ich und die Lumpen haben mich nit verstanden; erst wie ich g'sagt hab': Jetzt hau ich aber gleich Eier ganz Malesizklump z'hamm! und hab' jo a bißel mit der Faust auf'n Tisch klopf, da derwischt der oan den Zettel — nachher hab'ns mer glei a Salz geben.“ —



Sedan.

Weiten Schichten des gegenwärtigen Geschlechts ist leider die Bedeutung vaterländischer Fest- und Gedenktage verblaßt oder gar verloren gegangen. Man findet in dem Jagen und Hasten nach Gewinn und Genuß keine Zeit und keine sittliche Kraft, der Männer zu gedenken, die das Vaterland zu stolzer Größe emporgehoben haben. Kein Wunder, daß selbst die Feier des Sedantages, — obwohl dieser noch nicht vier Jahrzehnte zurückliegt —, des ruhmvollsten Tages in der deutschen Geschichte des vorigen Jahrhunderts, für unnützlich und überflüssig gehalten wird! Man solle endlich mit den Sedanfeiern aufhören, „solle nicht mehr mit dem Säbel rasseln,“ damit der besiegte Feind nicht unnötig gereizt werde. Solche und ähnliche Redensarten sollen Gründe gegen die Sedanfeier sein! Allein diese angeblichen Gründe entpuppen sich, genauer beesehen, als sehr windig, sind nur Scheingründe.

In Frankreich und andern Ländern kümmert sich keiner darum, ob es auch anderen Völkern angenehm sei oder nicht, wenn man Nationalfeste feiert. Nur in Deutschland lassen sich viele betören von dem Sirenen- gesang der Apostel eines kraft- und saftlosen „Internationalismus“ oder von dem Geschrei vaterlandsfeindlicher Elemente. Traurig, daß derselbe deutsche Mann, dessen Mut im Felde niemals versagte, sich nur allzuoft duckt vor dem Spottwort erbärmlicher Gefellen! Weg mit dem Phrasengeklapper vom Nichtfeierndürfen des Sedantages! Es ist un- deutsch und undankbar zugleich, des Tages zu vergessen, der mit leuchtender Flammenschrift eingezeichnet steht in der deutschen Geschichte! Die schönste Tugend des einzelnen wie der Völker ist freudige Dankbarkeit. Und wer unter diesem Gesichtswinkel den Sedantag betrachtet und sich die Fragen vorlegt: Was war Deutschland früher und was ist es heute? dem wird es nicht in den Sinn kommen, die Sedan- feier aus seinem Leben auszuschalten.

Was war Deutschland in früheren Jahr- hundertern? Der Spielball fremder Nationen, gut genug dazu, auf seinen Ebenen die größten und blutigsten Kriege auszukämpfen, die das Land greulich verwüsteten und seine Bewohner oft grenzenlosem Elend preisgaben! Nur zu oft hat Deutschland die Zehne eines fremden Krieges bezahlt. Innerlich jammervoll zerrütet und zersplittert, nach außen ohnmächtig, war es allzulange verurteilt, das Gespött fremder Völker zu sein! Was ist Deutschland heute? Ein geeintes, waffengewaltiges Reich, wohlgeordnet im Innern, machtvoll gebietend nach außen! Ohne Deutschland werden keine großen Fragen im Rat der Völker mehr gelöst! Deutschland hat einen unge-

ahnten wirtschaftlichen Aufschwung genommen. Wer sehen will, muß das sehen, und nur unausstehliche Nörgler können das bestreiten.

Und darum denken wir mit Stolz an jene Tage von 1870, da, als uns gallischer Uebermut den Krieg aufzwang und ein friedliches Volk überfallen und unter sein Joch beugen wollte, ganz Deutschland zorn- entbrannt in heiliger Begeisterung aufstand, die Un- bill zu strafen. Es ging wie Sturmwindsbrausen durch alle deutschen Gauen hindurch, als der König rief. Und wie 1813 alle, alle kamen, so 1870, und brüderlich reichten sich Nord- und Süddeutsche die Hand zum gemeinsamen Kampf; vergessen war der Zwist, der sie lange getrennt hatte.

Unser Dank gilt am Sedantage allen den Männern, die im heißen Ringen so Herrliches ge- schaffen haben. Zuerst beugen wir uns in tiefster Ehrfurcht vor der Greifengestalt König Wilhelm I. Welch ein Gegensatz zwischen dem ruhmredigen Franzosenvolk und ihm! Dort unglaublicher Ueber- mut, hier schlichte Demut. Entfernt von jeder Ueber- hebung, sprach er es nach der Schlacht bei Sedan aus: „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!“ Wir beugen uns vor der Siegfriedsgestalt Bismarcks, durch dessen kluge Leitung der Politik Deutschland die Bahn zum großen Ziel freigemacht wurde, beugen uns vor den großen Schlachtenmeistern Moltke, Roon, Blumenthal und allen den tapferen Führern von Sieg zu Sieg. Endlich gebührt unser Dank den heldenmütigen Truppen, die für des Vaterlandes Ruhm und sich unverwelkliche Lorbeeren errangen.

Als schönster Siegespreis ward die deutsche Kaiserkrone erstritten. Ein einiges Reich, geschmiedet „aus Blut und Eisen“, wuchs als herrliche Frucht aus der blutigen Saat, und damit war ein Jahr- hundert altes Schonen des deutschen Volkes endlich erfüllt worden. Aber ohne Sedan keine Einheit und keine Kaiserkrone! Wahrlich! Man müßte kein deutsches Herz und keine soldatische Ehre mehr im Leibe haben, wollte man der großen Taten vergessen und den Schreibern und den Aengstlichkeitsphilistern zuliebe nicht mehr Sedan feiern! Nein, beim Ge- denken an Sedan muß uns das Herz zu höchster Begeisterung entflammen, und je mehr in weiten Schichten unseres Volkes der nationale Gedanke im Schwinden begriffen ist, je mehr die Großtaten der Väter verdunkelt und in den Staub gezogen werden, desto mehr liegt es den Vaterlandstreuen ob, das Gedächtnis an die Ruhmeszeiten unseres Volkes und Vaterlandes lebendig zu erhalten.

Schill und seine Getreuen.

Nachdruck verboten!

Dumpsdröhnend brach unter den Keulenschlägen des torstischen Eroberers in der denkwürdigen Doppelschlacht von Jena¹⁾ und Auerstädt (14. Okt. 1806) die preussische Armee zusammen. Hatte sie doch seit 20 Jahren auf dem Siegeslorbeer Friedrichs des Großen allzu behaglich ausgeruht.

Als gar Preußen im Tilsiter Frieden (9. Juli 1807) alles Land links der Elbe bis zum Rheine an Napoleon I. abtreten mußte, schien diese Monarchie aus der Reihe der Großstaaten gestrichen.

Jedoch in diesen Stunden tiefster Erniedrigung erstanden Preußens tüchtigste Männer.

Aus den Trümmern von Jena u. Auerstädt retteten sich Offiziere, von denen Schill's Hufarenblut das erste Signal zur Befreiung gab, während Vater Blücher später dem gesamten Vaterlande den Ehrentag heraufführte.

Am Kampfesgewühl bei Auerstädt schwer verwundet, hatte der junge Dragonerleutnant Ferdinand von Schill²⁾ nach langem Umherirren in Kolberg³⁾ endlich bleibende Zuflucht gefunden. Kaum waren seine Säbelhiebewunden notdürftig verheilt, da meldete sich Schill zur Dienstleistung beim Festungskommandanten Loucadou.

Mit einigen entschlossenen Reitern machte nun Schill seine kühnen Streifzüge durchs umliegende Pommernland, rettete seinem Könige bedrohte Kassen und Kriegsmaterial, jagte dem Feinde Vorräte und Waffen ab, befreite gefangene Preußen, sammelte Versprengte und brachte seine reiche Beute hinter den Kolberger Festungsmauern in Sicherheit.

1) Universitätsstadt in Sachsen-Weimar, an der Saale.

2) Geb. 6. Jan. 1776 zu Wilmsdorf bei Dresden.

3) Festung an der Däsee bis 1873; berühmte Verteidigung 1806/7 durch Major v. Gneisenau und Branntweirenner Nettelbeck.

Der allzeit von Erfolg gekrönte Wagemut machte Schill bald zum Liebling der Pommern. Von allen Seiten strömten ihm begeisterte Jünglinge zu, um unter seiner Fahne zu dienen. Bald sah sich der schneidige Reitersmann an der Spitze eines Freikorps das aus 1 Bataillon Infanterie, 1 Kompagnie Jäger, 3 Eskadrons Husaren und 1 reitenden Batterie bestand. Der Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. (1797/1840) ehrte Schills vaterländische Verdienste durch Beförderung zum Rittmeister (12. Januar 1807). Als nun die Franzosen den Belagerungsgürtel um Kolberg schlossen, fiel Schill die Verteidigung der am schwersten bedrohten Mäuhle zu, eines Birkenwäldchens, das sein Freikorps stets siegreich verteidigt hat und das durch das Heldenblut so manches seiner Getreuen geheiligt ist.



v. Schill.

Der dankbare König ehrte die steigenden Verdienste des Majors von Schill dadurch ganz hervorragend, daß er am 10. Dezember 1808 bei der Rückkehr der Truppen nach Berlin den Helden von Kolberg den feierlichen Einzug in die Hauptstadt eröffnen ließ. Die Königin Luise schenkte „dem braven Herrn von Schill“ eine kostbare, goldgestickte Brieftasche. Der schneidige Husarenmajor ward bald der vergrößertete Liebling der Berliner.

Wenige Wochen darauf traf in Schills Wohnung ein vertrauter Bote des westfälischen Obersten von Dörnberg ein. Dieser plante, am 9. April 1809 im Verein mit andern Offizieren

„Jerome, den König von Westfalen,“ den leichtlebigen Bruder Napoleons, auf seinem Schlosse in Kassel gefangen zu nehmen. Zu gleicher Zeit sollte der westfälische Leutnant Katte die Festung Magdeburg durch Handstreich den Franzosen wegnehmen. Dann wollten Katte und Dörnberg, mit Schill vereint, das Bauernvolk Westfalens zur Freiheit und Vertreibung der Franzosen aufrufen!

Ein kühner Plan! An dessen Gelingen zweifelte Dörnberg um so weniger, als er wußte, daß Oesterreich und Tirol auch am 9. April 1809 gegen Napoleon losbrechen werden.

Schills Feuergeist willigte in diesen Befreiungs-

plan ein, und mit Ungeduld sah er dem Tage der deutschen Schilderhebung entgegen.

Wohl war der Befreiungsplan gut angelegt, doch leider kam manches anders.

Dörnbergs¹⁾ Plan wurde verraten, Rattes Anschlag auf Magdeburg mißlang, und beide mußten nach Böhmen flüchten.

Genau am 9. April erhoben sich die mutigen Tiroler und Oesterreich erklärte Napoleon den Krieg. In Süddeutschland loderte also der Volksthrig.

Einen solchen auch in Norddeutschland zu entfachen, rückte Schill am 18. April 1809 nachmittags 4 Uhr mit seinem Husarenregiment durch das Halle'sche Thor so friedlich aus, als ging's zu einer Felddienübung. Auf dem Wege nach Potsdam machte der Führer Halt, teilte in zündenden Worten seinen Plan mit, und Offiziere und Gemeine erklärten sich begeistert zu jedem Opfer für König und Vaterland bereit.

Der Würfel war gefallen!

Von Wittenberg aus, wo Schill mit seiner kampfesmutigen Schar die Elbe überschritt, rief dieser Patriot in flammenden Worten das deutsche Volk zur Freiheit auf! Dieser zündende Aufruf verhallte leider wirkungslos! Hatte doch Oesterreich inzwischen alle Gefechte von Landsbut bis Regensburg verloren, stand doch Napoleon bereits als Sieger in Wien, und hatte doch der gute Kaiser Franz bereits auch seine treuen Tiroler der Rache der Franzosen preisgegeben.

Was wundern wir uns da, wenn in solch verzweifelter Lage Schill keinen Zuzug erhielt? Im Gegenteil; der todesmutige Bannerträger deutscher Freiheit von Napoleon als „Straßenräuber“ gebrandmarkt, sah sich alsbald von feindlichen Heerhaufen so umringt, daß er sich am 13. Mai 1809 in die kleine, mecklenburgische Feste Dmütz werfen mußte, in der Absicht sich mit den von England versprochenen Hilfstruppen zu vereinigen. Allein auch die Engländer blieben aus!

Von aller Welt im Stiche gelassen, warfen sich Schill und seine Getreuen am 25. Mai in die Festung Stralsund, sah sich aber bereits nach 5 Tagen von einer 5fachen feindlichen Uebermacht vollständig eingeschlossen.

„Von heute an“, rief der brave Schill seinen Offizieren zu, „verlassen wir uns nur auf unser deutsches Herz und unsern guten Degen!“ Gott mit uns!

Schon am 31. Mai berannten die mit Frankreich verbündeten Holländer und Dänen mit ihrer weit überlegenen Streitmacht die Festung. Fliegenschwärmen gleich drangen die feindlichen Massen von allen Seiten heran, doch die wackerere Besatzung schlug alle Sturmäufe ab.

Atemlos galoppiert plötzlich ein Adjutant heran und meldet Schill, daß durch Verräterei eines französisch gesinnten Bürgers die Holländer bereits durch das Kneiper Thor eingedrungen seien.

Unverzäglich sprengt Schill nach der bedrohten Stelle. In der Fährstraße stößt er auf Dänen, die an einem anderen Punkte ebenfalls eingedrungen waren. „Zurück, melsche Schergen“, donnerte der Major voll Ingrimm die andringenden Feinde an! „Zurück“ sage ich! Und mit hochgeschwungener Klinge streckt er die vordersten zu Boden. Es weichen die

Dänen, denn sie erbeben vor dem Feuer, das aus seinen deutschen Heldenaugen blitzt; die welschen Mietlinge fühlen den Bluthauch einer deutschen Feuerseele. Schill dringt vor, die Gasse wird frei! In diesem lichtvollen Augenblicke trifft ein wichtiger Säbelschlag — von rückwärts geföhrt — des Helden Haupt. Im ersten Schmerz greift Schill nach der klaffenden Wunde und wirft zu gleicher Zeit sein Pferd herum, um den angreifenden Holländer unschädlich zu machen.

Da erkennt ein dänischer Soldat den kühnen Helden und jagt ihm eine rüdische Kugel mitten durch den Kopf.

Tot sinkt Schill vom Pferde, sein deutsches Heldenblut trinkt die vaterländische Erde. Dort, auf dem Markt zu Stralsund hauchte ein echter deutscher Mann seine große Seele aus, während ein Holländer und ein Däne feilschen, wer von ihnen den Kopf des „Straßenräubers“ abschneiden darf, auf dessen Einlieferung der große Napoleon einen Lohn von 10 000 Francs ausgesetzt hatte!

Während hingegen die beiden Mordgesellen sich freiten und den Leichnam ganz ausplündern, erscheint der französische General Graten, läßt Schill's Leiche wegnehmen und aufs Rathaus bringen. Man legte dort den Toten auf eine Fleischerbank und trennte den Kopf ab. So hat ein Franzose sich diesen schändlichen Denterlohn verdient.

Am nächsten Tage (1. Juli 1809) rollte ein mit Stroh belegter Karren durch die Straßen der Festung. Auf dem Stroh liegt ein blutbedeckter Leichnam ohne Haupt. Kein Glotenslang! Nur der Kommandant der Festung, sein Adjutant und ein Polizeioffizier laufen von amtswegen hindendrein.

Dort, vor dem Kneiper Festungstore haben Soldaten eine Grube gegraben. Sang- und klanglos, ohne Sarg, werfen sie den verstümmelten Leichnam hinein und decken ihn mit Erde zu.¹⁾

Stumm eilt hierauf der Kommandant Michelin aufs Rathaus zurück und meldet seinem großen Kaiser Napoleon: Wir haben sechen Schill begraben; deinem Befehle getreu — „wie einen Hund“!

Tapferer Schill, dein Herzblut hast du nicht vergebens verpriesst, dein Martyrium war der Same, aus dem die Helden der Freiheitskriege entstanden. Deine Schmach war Deutschlands Schmach, sie schrie nach Rache.

Von Schill's Heldenchar fielen 11 Offiziere und 600 Mann den Franzosen in die Hände, die übrigen schlugen sich durch und entkamen.

Die 600 Mann ließ Napoleon sofort nach französischen Kriegshäfen bringen; dort schmachteten sie so lange in den Ketten der Galeerensklaven, bis Blüchers Sieg bei Waterloo (18. Juni 1815) ihnen die goldene Freiheit und ihrem Feiniger Napoleon die Gefangenschaft brachte.

Ein jammervolles Los traf die 11 Schill'schen Offiziere. Man schleppte sie über Braunschweig und Staffel nach der am Rhein gelegenen Festung Wesel. Hier wurden die Männer, die für ihr Vaterland aus reinstem Idealismus in den Kampf zogen, die alle Entbehrungen und Entehrungen einer brutalen Gefangenschaft mit Würde ertrugen, vor ein Kriegsgericht gestellt und auf Napoleons Befehl wegen „Straßenraub“ angeklagt. Die Gerichtsützung fand jedoch nur zum Scheine statt, das Todesurteil war schon

¹⁾ 1768 in Haujen bei Hersfeld geb.; kämpft 1812 bis 1814 im russ. Heer gegen Napoleon. 1815 Hannö. General. † 1850 in Münster.

¹⁾ Haupt und Gebeine Schill's sind heute in Braunschweig ehrenvoll beigelegt.

längst gefällt, die französischen Schergen brachten es ausgefertigt in der Tasche mit.

Vor Beginn der Gerichtssitzung waren bereits die Gräber für die Opfer der Justiz gegraben!!

Am 16. September 1809 öffnete man zu Wesel die knarrende Kerkerthür. Der wachhabende Offizier trat ein und verlas den Gefangenen das Todesurteil. Darauf winkte er einem Korporal, der sofort Papier und Federn verteilte; es sollten die Verurteilten die letzten Zeilen an ihre tiefbekümmerten Angehörigen schreiben.

Eine Träne im Auge ging der Mann alsdann hinaus und in Todesstille saßen die 11 Jünglinge über ihre Briefe gebeugt und sandten den Ihrigen das letzte Lebewohl!

auf. Unter inbrünstigen Umarmungen nahmen die Schill'schen Offiziere voneinander Abschied. Sie lehnten es ab, sich die Augen verbinden zu lassen, sondern erwarteten offenen Auges den Tod, der ihnen bereits aus 66 Flintenläufen entgegenstarrte.

Da wirft Hans von Flemming seine Offiziersmütze hoch in die Luft; „Es lebe Preußens König!“ erklang es zugleich aus 11 kräftigen Kehlen. In ihr Hoch knatterten 66 Gewehre, und 10 preußische Offiziere ringen im Tode am offenen Grabe.

Albert von Wedell allein, weil nur leicht am Arme verwundet, steht, mit seinem röchelnden Bruder Karl zusammengebunden, einer deutschen Gasse gleich, hochauferichtet da, reißt seinen Waffenrock auf, deutet auf sein Herz und ruft mit weithin vernehmlicher



Erschießung der 11 Offiziere.

Während hier die preußischen Offiziere vom Leben und Lieben Abschied nahmen, marschierten 66 franz. Grenadiere unter dumpfem Trommelwirbel zum Festungstore hinaus auf jene Wiese am Wippestuffe, wo bereits 3 offene Gräber gähnten.

Kurze Zeit darauf traten die Schill'schen Offiziere unter Bedeckung einer Abteilung franz. Grenadiere den letzten Weg an. Entrüstet über die zugefügte Schmach — man hatte sie nämlich auf Napoleons Befehl „wie Räuber“ zu zweien mit Stricken aneinander gefesselt — schritten die jugendlichen Helden gefast, heiter und erhobenen Hauptes der Richtstätte zu. „Kommt mit, seht zu, wie preußische Offiziere zu sterben wissen,“ rief Leutnant Felgetreu den am Wege stehenden Bürgern von Wesel zu.

Auf dem Richtplatz angelangt, stellt man die Opfer der Justiz unmittelbar vor den 3 Gruben

Stimme: „Treffst besser, Franzosen; hier sitzt das preußische Herz!“

„Kaum hat er gesprochen, die Mörder schlagen an, Durchbohrt von ihren Kugeln liegt auch der letzte Mann.“

Die Sonne verbirgt hinter Wolken ihr Antlitz ob dem, was hier zu Wesel geschah. Französische Pioniere berauben die röchelnden Helden ihrer Uniformen und werfen die Sterbenden in die mit Wasser gefüllten Gruben. Dann schaukeln sie zu. — Mit Sonnenuntergang verlassen auch sie, stumm und von Wehmut ergriffen, diesen Ort der Trauer.

Die Nacht bricht herein! Ueber die einsame Richtstätte eilt eine bleiche Frau. Sie wirft sich in ihrem unfählichen Jammer bald an diesem, bald an jenem Grabe nieder, die feuchte Erde mit Tränen benetzend. Nur die Schatten der Nacht und die ewigen Sterne sind Zeugen ihres Jammers. Es ist

Luisa Zahn, die junge Gattin des soeben erschossenen Offiziers Zahn. Sie ist aus der Heimat herbeigeeilt und kam zu spät! Heiße Gebete sendet die Aermste zum Himmel empor. Dann wirft sie noch einen letzten Scheideblick auf die Heldengräber und verschwindet im Dunkel der Nacht.

Wildbrausend schäumt der nahe Vater Rhein! Die aufgehende Sonne aber findet die Gräber mit schlichten Wiesenblumen geschmückt.

Die Ruhestätte von Schills 11 Getreuen ziert

heute ein würdiges Denkmal und kündigt dem weilen Wanderer die ruhmvollen Namen:

Felgetreu, v. Flemming, Gabain, Galle, Zahn, v. Keller, v. Kessenbrink, Schmidt, v. Trachenberg, Albert und Karl von Webell.

So, liebe Kameraden, ging es in unserem deutschen Vaterlande zu genau vor 100 Jahren! — Welch Wandel der Zeiten: 1809 und 1909!

Kamerad D. Fischer = Karlsruhe.

Unter dem Schlachtfelde von St. Privat.

Von Prof. Dr. Wehmann, Diedenhofen.

Alljährlich wandern von Metz aus Tausende hinauf auf die Höhen von St. Privat und St. Marie-aux-Chenes, um den Toten eine Erinnerung zu weihen, die hier mit Heldenmut geringen haben um die Palme des Sieges in der Schlacht. Prächtige Denkmäler zeugen von der Dankbarkeit der überlebenden Geschlechter, besonders in den Augusttagen, an denen sie mit Kränzen reich geschmückt werden. Dann wenden sich bei andachtsvoller Feier alle Gedanken zurück in jene Zeit, da hier der Schnitter Tod eine reiche Ernte gehalten hat. —

Nur wenig wird es beachtet, daß neben den Grabdenkmälern auf demselben blutgetränkten Boden die Wahrzeichen einer neueren Zeit entstanden sind, die Schachanlagen unserer lothringischen Eisenerzbergwerke.

In wasserdichte Regenmäntel gehüllt, besteigen wir den Fahrstuhl, der uns rasch bis zur Tiefe von 180 m hinunterführt. Mit einem „Glück auf“ werden wir unten von den Bergleuten bewillkommt.

Die Strecken sind anfangs elektrisch beleuchtet, für die entlegeneren dient das Grubenlicht. Ueberall herrscht musterhafte Ordnung und emsige Tätigkeit; im Verein mit dem Menschen zieht das Pferd als dessen getreuer Gehilfe auf schmalspuriger Bahn die Förderwagen dem Schachte zu. Mit Grubenlichtern dringen wir bis in die äußersten Enden der Grube vor, die sich nach allen Richtungen hin weit verzweigt — tief unter dem Schlachtfelde von St. Privat.

Es ist treffliches Erz, das von hier aus zu Tage gefördert wird, dies Erz unter dem blutgetränkten



Schachtanlagen der Grube St. Maria.

Bei St. Marie-aux-Chenes befinden sich die Schachanlagen der Grube St. Maria, und die Bahn, welche unweit des Gardedenkmals die Landstraße von Amanweiler nach St. Privat kreuzt, führt die schwerbeladenen Erzwagen hinunter ins Tal zur Moselhütte nach Maizières.

Wir stehen auch hier auf einem Kampfplatz; aber nicht Flinte und Bajonett sind unsere Waffen; es sind die Werkzeuge des Bergmanns, Hacke und Bohrer, die uns die Schätze der Tiefe erschließen im friedlichen Wettstreit der Kulturvölker.

Wir befinden uns im Reich des Eisens, im Gebiet jenes Eisenerzes, dem man einst, weil man es nicht recht zu verwenden verstand, den Namen Minette gegeben hat. Heute hat diese Minette einen hohen Wert erlangt, und auf dem Erzreichtum Lothringens beruht die Zukunft der deutschen Eisenindustrie. —

Die Schachanlagen der Grube St. Maria liegen hart an der deutsch-französischen Grenze.

Boden, den deutsche Krieger in heißem Kampfe erobert haben.

„Der Alte dort trägt auch die Kriegsmedaille,“ sagte mein Führer, auf einen alten Bergmann deutend, der gerade im Begriffe war, ein neues Sprengloch zu bohren. „Ich glaube, er ist sogar bei St. Privat dabei gewesen.“

„Zawohl,“ riefen fast gleichzeitig zwei junge Bergleute, die die letzten Worte gehört hatten, „der Vater hat bei der Garde gestanden.“ —

„Sie verdienen ein gut Stück Geld, die drei,“ sagte weiterschreitend mein Führer. „Sie arbeiten, wie alle unsere Bergleute, im Afford, und während zwei von ihnen das Erz hauen, schleppt es der dritte auf dem Förderwagen zum Schacht.“ —

Um die Wirkung des Sprengschusses abzuwarten, nahmen wir in einiger Entfernung auf herumliegenden Erzblöcken Platz. Klares Wasser rieselte von den Wänden und vereinte sich zu einem kleinen Bächlein, welches eilig dem „Sumpfe“ zuströmte, aus dem es

durch das Pimpfwerk an die Oberfläche der Erde befördert werden sollte.

Dort saßen wir und zerkleinerten mit unsern eisenbeschlagenen Grubenstöcken einige Erzstücke, um auf dem frischen Bruch die eiförmigen Erzkörperchen zu betrachten, welche im Schein der Grubenlichter glitzerten.

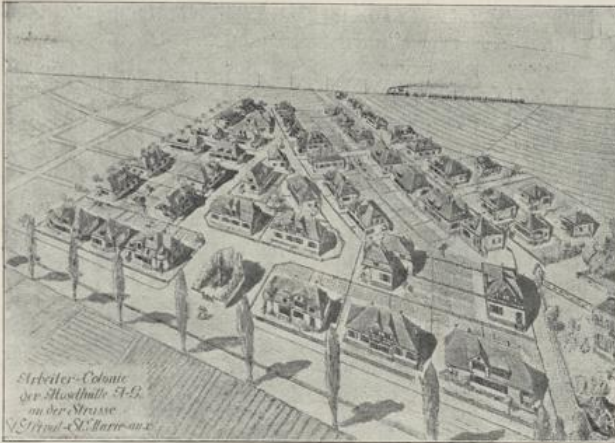
„Mehr als 10 Millionen Tonnen von diesem Eisenerz werden aus den lothringischen Gruben alljährlich zu Tage gefördert, weit mehr als die Hälfte der Erzförderung im ganzen deutschen Reich. Von unserer Grube bis hinauf zur luxemburgischen Grenze zieht sich die fast ununterbrochene Reihe der Bergwerke, in denen bei Tage und bei Nacht über zehntausend Menschen in emsiger Arbeit beschäftigt sind.“ — Ein dumpfer Knall und der sich verbreitende

Rauch belehrte uns, daß der Schuß losgegangen sei; vorsichtig näherten wir uns nach einer Weile dem Orte der Sprengung.

Alles war glücklich von statten gegangen, eine große Menge von Erzstücken bedeckte den Boden. Die beiden jungen Leute machten sich daran, die Erzstücke in die Förderwagen zu werfen, während der Alte das über ihm hängende Gestein mit dem Hammer bekloppte, um es auf seine Festigkeit zu prüfen.

„Ein tüchtiger Häuer,“ sagte lobend mein Führer, als wir uns langsam entfernten.

Doch kaum waren wir einige Schritte gegangen, da erfolgte ein dumpfer Schlag, ein kurzer Aufschrei: sprachlos blickten die beiden jungen Bergleute auf einen gewaltigen Felsblock, unter dem — ihr Vater begraben lag.



Einiges aus den Schutzgebieten des Deutschen Reiches.

| a. Fläche und Bevölkerung | Fläche qkm | Farbige Bevölkerung | Auf 1 qkm | Weißer Bevölkerung |
|---|------------|---------------------|-----------|--------------------|
| I. Ostafrikanisches Schutzgebiet | 946 500 | 7 000 000 | 7 | 2 465 |
| II. Kamerun | 495 000 | 3 500 000 | 7 | 896 |
| III. Togo | 87 200 | 1 000 000 | 11 | 243 |
| IV. Südwestafrikanisches Schutzgebiet | 823 500 | 200 000 | 0,2 | 6 372 |
| V. Neuguinea | 240 826 | 404 006 | 1,7 | 702 |
| und zwar: (Kaiser Wilhelm Land) | (181 650) | (110 000) | (0,6) | (149) |
| (Bismarckarchipel und Salomonsinseln) | (57 100) | (250 000) | (4) | (380) |
| (Karolinen) | (1 450) | (41 400) | (28) | (150) |
| (Marianen) | (626) | (2 646) | (4) | (23) |
| VI. Marshallinseln | 405 | 15 000 | 37 | 83 |
| VII. Samoa | 2 588 | 34 062 | 12 | 454 |
| VIII. Kiautschou | 501 | 1 200 041 | 240 | 4 753 |
| Schutzgebiete | 2 596 520 | 13 373 103 | 5 | 15 968 |

| b. Einnahme und Ausgabe unserer Schutzgebiete im Rechnungsjahr 1908 | Ausgaben | Einnahmen und frühere Ersparnisse | Reichszufluß |
|---|------------|-----------------------------------|--------------|
| I. Ostafrikanisches Schutzgebiet | 11 477 000 | 6 954 309 | 4 522 691 |
| II. Kamerun | 6 610 239 | 3 830 100 | 2 780 129 |
| III. Togo | 2 070 060 | 2 070 060 | |
| IV. Südwestafrikanisches Schutzgebiet | 43 662 558 | 5 488 086 | 38 174 472 |
| V. Neuguinea | 1 523 469 | 381 900 | 1 141 569 |
| VI. Karolinen, Palau, Marianen und Marshallinseln | 558 540 | 175 171 | 383 369 |
| VII. Samoa | 704 582 | 560 100 | 144 482 |
| VIII. Kiautschou | 11 465 753 | 1 725 800 | 9 739 953 |
| Schutzgebiete | 78 072 201 | 21 185 526 | 56 886 665 |

Die Zahlen über Einnahme und Ausgabe sind dem Haushalts-Etat der Schutzgebiete auf das Rechnungsjahr 1908 entnommen.

Zustrierter Badischer Militärvereins-Kalender 1909.

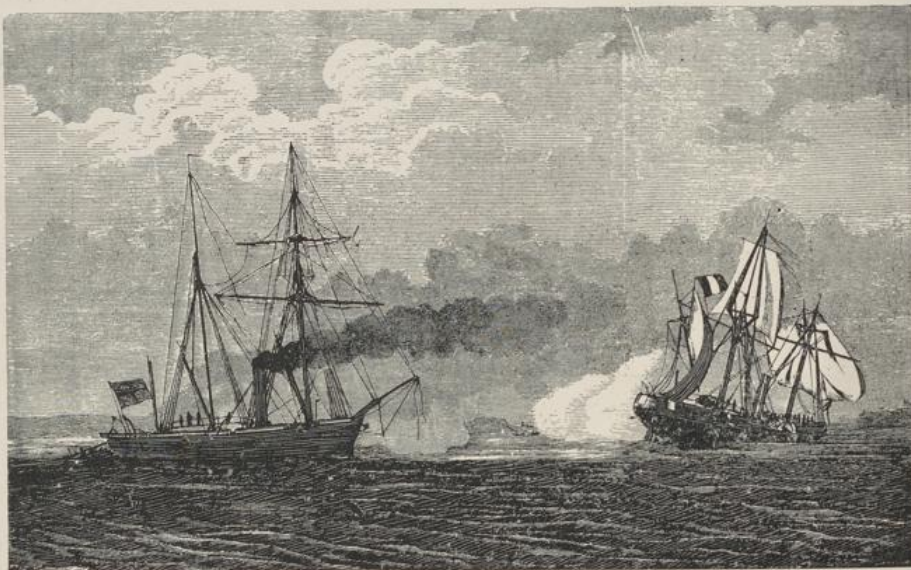
Ein deutscher Seesieg.

Kamerad Heinrich Leutz, Professor.

Von den deutschen Kriegsschiffen, welche sich während unseres glorreichen Krieges 1870 im Ausland befanden, kam nur das in Westindien weilende Kanonenboot „Meteor“ ins Feuer.

Es war ein Kampf gleich David gegen Goliath; denn der Meteor war nicht halb so groß wie das französische Kriegsschiff. Des Avisos „Bouvet“ Dampfmaschine war fast achtmal so stark als die unseres deutschen Schiffes. Auch die französische Artillerie war der deutschen bedeutend überlegen. Der Bouvet hatte vier Kanonen, eine von 16 cm Kaliber, zwei von 12 und eine von 4 cm; der

diesem seltsamen Zusammentreffen rauh in der Stadt Havana.¹⁾ Die Spanier, denen 1870 die Insel Kuba gehörte, betrachteten das deutsche Schiff schon als verloren, falls es sich aus dem Hafen wieder hinauswagen sollte. Nicht so unser Kapitänleutnant Knorr, der wußte, daß er sich auf seine Leute verlassen konnte. Er fuhr früh des Mittags aus dem Hafen heraus und legte sein Schiff so hin, daß es vom „Bouvet“ aus gesehen werden mußte. Die Spanier ließen aber das französische Schiff nicht aus dem Hafen, und als Kapitänleutnant Knorr um 5 Uhr zurückfuhr, wurde auch ihm von der Behörde mitgeteilt, daß zwischen der Ausfahrt der beiden Gegner mindestens 24 Stunden vergehen müßten.



Französisches Kriegsschiff Bouvet. — Deutsches Kanonenboot Meteor.

Meteor hatte nur eine 15 cm und zwei 12 cm Kanonen. Den Kanonenbooten hatte man damals in Deutschland selbst so wenig zugetraut, daß man sie scherzweise „Seeferkel“ nannte. Nun, das Seeferkel „Meteor“ hat sich tapfer gehalten; und wenn es auch mit Mißgeschick aller Art zu kämpfen gehabt hat, so hat doch der Franzose gespürt, daß es wie ein Eber hauen konnte.

Am 7. November morgens war das vom Kapitänleutnant, dem späteren kommandierenden Admiral von Knorr¹⁾ geführte Kanonenboot im Hafen von Havana angekommen, und eine halbe Stunde darauf traf das französische Kriegsschiff ein. Natürlich verbreitete sich die Kunde von

Am 8. November verließ um 1 Uhr 15 Min. der Franzose den Hafen, und genau nach 23 Stunden und 60 Min. fuhr ihm das deutsche Schiff lech nach. Nach einer Viertelstunde sieht man den Franzosen in einer Entfernung von nicht ganz 20 km vom Hafen. Sofort steuert unser Meteor auf Monsieur Bouvet zu, gegen den Wind, der immer heftiger wurde, so daß das Kanonenboot stark ins Schaukeln kam.

Um mit allen Kanonen feuern zu können, muß unser leuchtendes Ferkel vor dem Riesen vorbeifahren. Schon auf große Entfernung eröffnet dieser sein Feuer. Mit lautem Hurra begrüßen unsere kampfesfreundigen Blaujacken seinen ersten Schuß. 8 Schüsse

¹⁾ geb. am 8. März 1840; lebt zur Stunde als Admiral z. D. in Halensee bei Berlin.

¹⁾ Hauptstadt der Insel Kuba; über $\frac{1}{4}$ Million Einwohner; ausgezeichneten Hafen, Zigarrenfabrikation. Universität.

lassen sie in aller Gemütsruhe auf sich feuern, ehe sie selbst erwidern. Es war ganz das Gleiche wie beim Chassepot und Zündnadelgewehr im Landkriege. Endlich ist Knorr so nahe an den Feind herangekommen, daß er es nicht mehr für Verschwendung hält zu feuern. Schuß fällt auf Schuß, ohne daß bei dem heftigen Seegang ein Treffer erzielt werden kann. Inzwischen sind die feindlichen Schiffe einander auf 500 Meter nahe gekommen, als der Franzose sich wendet; er will vor dem deutschen Schiffe vorbeifahren, um mit all seinen Kanonen gleichzeitig feuern zu können. Sofort dreht auch das deutsche Schiff; denn unser Knorr hat die List des Gegners durchschaut, der mit seinem doppelt so großen Schiffe dem kleinen „Seeserkel“ in die Rippen fahren und es so in den Grund bohren will. Bis der Franzose herankommt, hat Knorr sein Schiff gerade entgegengedreht; und Pfeilschnell faucht der Franzmann hart streifend vorüber. Leider reißt dem deutschen Geschütze, das vorn auf dem „Meteor“ steht, die Abzugsleine, und bis der Schuß fällt, ist der „Bouvet“ schon so weit, daß der Schuß nur noch die Rettungsboje trifft, die er hinten am Heck hängen hat. Die beiden anderen Ka-



Admiral J. D. von Knorr.

nonen, deren Rohre über das Bord des Meteor vorstanden, faste der vorbeisauende Bouvet mit seinem Vorderteil und riß sie so wuchtig aus ihrem Lager, daß die Geschützföhler in hohem Bogen fortgeschleudert wurden. Gott sei Dank, sie fielen wieder aufs Deck ihres eigenen Schiffes.

In kaum drei Minuten waren die beiden Schiffe aneinander vorbei geschrammt; dabei hatte der französische Riese den deutschen Zwerg böß zugerichtet. Auf der Seite, an der er vorbeigefahren, hatte Bouvet dem Gegner alles, was nicht niet- und nagelfest war, glatt weggrasirt. Die beiden hinteren Masten waren wie Strohhalm

geknickt. Mit einem Hagel von Geschossen ward das niedere Kanonenboot überschüttet; glücklicherweise wurden nur zwei Mann getötet und einer verwundet. Mit Dransezen aller Kräfte schafften die deutschen Matrosen auf ihrem Schiffe mit Windezeile wieder Ordnung, und als der Franzose sich aus einer Entfernung von kaum 300 Meter den Schaden, den er angerichtet, besah und gerade wieder gegen das deutsche Schiff zu vermeintlichen Todesstoß aufdrehte, da flog heulend eine Granate aus dem 15 cm Geschütz zu

ihm hinüber und glatt in Bouvets Dampfessel hinein. Mächtig strömte der Dampf in die Luft; der Riese war durch des deutschen Zwerges Meisterschuß gelähmt!

Aber auch der Meteor mußte halten. Die Stricke und Tare seiner gebrochenen Masten, die er nachschleppte, wollten sich in die Schiffsschrauben verwickeln, mußten also rasch beseitigt werden, ehe man weiter fahren konnte. In dieser Zeit setzte der bleffierte Franzmann alle Segel auf und ging so eilig davon, daß er schon auf neutralem Gebiete war, als nach 20 Minuten unser siegreicher Meteor die

Verfolgung des Flüchtlings aufnehmen konnte.

Siegesbewußt fuhr auch der Meteor in den Hafen von Havanna zurück, allwo unsere deutschen Seehelden von jener tausendköpfigen Volksmenge, die diesem Waffengange vom Ufer aus zusah, mit brausendem, nimmer enden wollenden Hurra begrüßt wurde!

Ward auch vor Havanna keine Entscheidungsschlacht geschlagen, ein Tag der Entscheidung war es doch, der 8 November 1870; denn Kapitänleutnant Knorr und seine todesmutigen Jungen haben der Welt gezeigt, was deutscher Heldennut auch zur See vermag!

Die badischen Jäger in Hersfeld.

Als die politischen Beziehungen zwischen Frankreich und Preußen sich in bedrohlicher Weise verwickelten und einen Krieg voraussehen ließen, forderte Kaiser Napoleon die Rheinbundsfürsten kraft der Bundesakte vom 12. Juli 1806 zur Stellung der vereinbarten Kontingente auf.

Unter den Truppen, die Großherzog Karl Friedrich von Baden mobil machte, befand sich auch das Jägerbataillon, das am 13. November den Marsch nach Stettin aus Karlsruhe angetreten hatte und am 1. Dezember in Naumburg a. S. anlangte. Mit einem Gefangenentransport nach Mainz zurückgesandt, trat es am 22. den Weg nach der Ober von neuem an und traf am 26. in Kassel ein, wo es, im Begriff, weiter zu marschieren, den Befehl erhielt, vorerst zu verbleiben.

Wilhelm I. von Hessen-Kassel, seit 1803 Kurfürst, war dem Rheinbunde nicht beigetreten, hatte sich aber auch Preußen beim Ausbruch des Krieges nicht angeschlossen, sondern 20 000 Mann zur Aufrechterhaltung der Neutralität aufgestellt. Diese hatte Napoleon anfänglich (3. Oktober 1806) anerkennen zu wollen erklärt; auf die Nachricht von jener Truppenaufstellung jedoch ließ er das Land ohne weiteres durch seine Truppen besetzen, erklärte den Kurfürsten als Anhänger Preußens des Thrones verlustig und löste dessen Truppenkorps auf. Der Besitz des Landes war Jérôme Napoleon als König von Westfalen zugebacht.

Bald nach der Auflösung des Truppenkorps brachen, durch diese und die französischen Besetzungen veranlaßt, im Lande Unruhen aus. Die entlassenen Soldaten sollten nämlich wieder einberufen und unter französischem Kommando neu organisiert werden. Unter Anführung einiger entlassener Offiziere rotteten sich nun jene in der Umgegend von Kassel zusammen und fanden in ihren Absichten, einen Aufstand zu erregen, großen Anklang und Unterstützung bei der Bevölkerung.

In Eschwege und Hersfeld insbesondere fanden am 25. Dezember lärmende Auftritte statt. An letzterem Ort wurde die Besatzung, 1. Kompagnie des 1. ital. leichten Infanterieregiments, entwaffnet und vertrieben. In Eschwege waren die Ausschreitungen noch größer.

Der französische Landesgouverneur, General Lagrange, dem nur wenige Truppen zur Verfügung standen, hielt deshalb das badische Jäger-

bataillon in Kassel zurück und sendete nur ein kleines Detachement als Begleitung einer Geldsendung nach Berlin.

General Lagrange ließ am 1. Januar 1807 von Kassel zwei Kolonnen und am 2. eine dritte, größere unter Kommando des Obersten und Generalstabschefs Barbot gegen die Aufständischen vorrücken.

Bei der letzten Kolonne, 3500 Mann stark, befand sich auch das badische Jägerbataillon; sie marschierte am ersten Tage nach Allendorf. Den Aufständischen entfiel bei Annäherung der Truppen der Mut, zumal sie sich an letzterem Orte auch Übergriffe gegen die Einwohner erlaubt und diese so gegen sich aufgebracht hatten, daß sie flüchteten mußten. Die Truppen rückten denn auch ohne Widerstand ein. Auch Eschwege, wo sich ein größerer Trupp unter Führung eines Hauptmanns Upler gesammelt hatte, wurde von diesen am 4. Januar verlassen. Die Franzosen bekamen jedoch noch einige Räubersführer in ihre Gewalt, die sofort vor ein Kriegsgericht gestellt wurden.

Hier blieben nun zwei Kompagnien des Jägerbataillons unter Major Sommerlatt und drei Kompagnien des 2. ital. leichten Infanterieregiments als Besatzung zurück. Der Rest der Kolonne setzte am 7. Januar den Marsch nach Sondersort und gelangte am 8. nach Rotenburg, wo überall die Einwohner entwaffnet wurden.

Am 9. rückten diese Truppen nach Hersfeld, am 10. nach Hünfeld, ohne irgendwo Widerstand zu finden. Von hier mußte Oberstleutnant Lingg, der Kommandeur des Jägerbataillons, mit den ihm noch verbliebenen zwei Kompagnien und zwei solchen des 1. ital. leichten Infanterieregiments nach Hersfeld zurückmarschieren, wo eine genauere Untersuchung des Aufstandes vom 25. Dezember stattfinden sollte.

Das Haus, aus dem an jenem Tage geschossen und ein italienischer Soldat getötet worden war, wurde sofort geplündert und abgebrannt. Zur Aburteilung der Schuldigen wurde ein Standgericht eingesetzt, das aus Oberst Castaldini, dem Kommandeur des 2. ital. leichten Infanterieregiments, Oberstleutnant Lingg, dem französischen Artilleriehauptmann Lanie und den französischen Leutnants Fauvellet und March, endlich aus dem italienischen Hauptmann Ferrivoli, als „Capitaine-Rapporteur“, bestand. Oberst Barbot setzte unterdessen am 13. Januar seinen Marsch nach Sondersort und

kehrte nach der Entwaffnung der Einwohner und Hinterlassung einer Besatzung dort am 27. Januar nach Hersfeld und von da nach Kassel zurück.

Nachdem der Aufstand als beendet angesehen werden konnte, ging es an die Untersuchung der Schuldigen. Wer als Urheber eines Aufstandes überwiesen war, wurde zum Tode verurteilt und erschossen; so in Hersfeld zwei ehemalige kurheffische Soldaten.

Unterdes war die Meldung von den an und für sich wenig bedeutenden Vorfällen in das kaiserliche Hauptquartier nach Posen gelangt. Napoleon, der gewohnt war, gegen aufständische Bewegungen mit schonungsloser Härte zu verfahren, erließ den Befehl, Hersfeld zu plündern und niederzubrennen, in Gschwege aber ein Drittel der Einwohner teils zu erschießen, teils nach Frankreich zu verbringen.

Lagrange, der Gouverneur, zeigte sich aber als ein edel denkender Mann, indem er berichtete, daß die Ruhe wieder völlig hergestellt sei; gleichzeitig erhob er Vorstellungen gegen den Vollzug jenes grausamen Befehls in Anbetracht dessen, daß nur wenige Leute Urheber der Ausschreitungen gewesen und daß sie schon bestraft seien.

Vor Mitte Februar traf aber ein zweiter Befehl Napoleons ein, der auf dem Vollzug des ersten beharrte. Zu dessen Ausführung traf am 14. Februar ein gemischtes Kommando vom 5. französischen Chasseur- und 20. Dragonerregiment in Hersfeld ein, dem am 18. Oberst Barbot selbst mit zwei Kompagnien Italienern und zwei Kanonen folgte. Er eröffnete nun Oberstleutnant Lingg den kaiserlichen Befehl und beauftragte ihn mit dessen Vollstreckung, gab ihm jedoch den bedeutungsvollen Wink, „daß bei alledem viel Gutes geschehen könne, wenn er hierzu zweckmäßige Maßregeln nehmen wolle.“

Oberst Barbot marschierte am 20. Februar, morgens 8 Uhr, mit den vier Kompagnien Italienern, der französischen Kavallerie und Artillerie, denen man nichts von dem kaiserlichen Befehl mitgeteilt hatte, von Hersfeld ab und hinterließ, „er werde eine Viertelstunde von der Stadt Front machen lassen, um sich von dem Brand an verschiedenen Orten der Stadt zu überzeugen und dann seinen Marsch nach Kassel fortsetzen. Oberstleutnant Lingg solle sich nach vollzogenem Auftrag mit seinen zwei Kompagnien nach Nach (sechs Stunden östlich Hersfeld) begeben.“

Das Schicksal Hersfelds lag somit in der Hand des Oberstleutnants Lingg und der badischen Jäger!

Lingg aber war ein Mann von gutem Herzen, der tiefes Mitleid mit dem Los der unglücklichen

Einwohner fühlte. Hersfeld war damals ein Städtchen mit etwa 5000 Einwohnern; in der Stadt befanden sich viele Tuch- und Wollzeugfabriken, die Einwohner waren fleißig und betriebsam. Ihr Wohlstand war auf lange Jahre hinaus vernichtet, wenn der grausame Befehl zur Ausführung kam. Die Bestürzung war denn auch nach Bekanntgabe jenes Befehls an die Bewohner eine grenzenlose, so daß sie alle Besinnung verloren und Lingg selbst sie ermahnen mußte statt zu klagen und zu bitten, die kurze Frist zu benützen und ihre wertvollsten Sachen auf die Seite zu bringen. Die verhängnisvolle Stunde schlug und die Trommeln überlöteten das Jammer- und Klagegeschrei der unglücklichen Bewohner; durch das Getümmel der Verzweifelnden und Fliehenden eilten die badischen Jäger auf den Sammelplatz.

Hier trat nun der edle Kommandeur vor die Front seines Bataillons, stellte seinen Jägern mit lebhaften Farben das traurige Los der unglücklichen Einwohner vor die Augen, wie tausende Unschuldiger für das Verbrechen einiger Weniger leiden sollten und schloß seine Anrede mit den Worten: „Soldaten! Die Erlaubnis zu plündern fängt jetzt an. Wer dazu Lust hat, der trete heraus aus dem Glied!“ Tiefe Stille herrschte. Der Ausruf wurde wiederholt. Doch kein Fuß rührte sich, kein Mann trat aus dem Gliede. Da ließ Oberstleutnant Lingg abschwenken und marschierte zum Städtchen hinaus nach seinem neuen Standquartier Nach. So war denn die Plünderung zur großen Ehre der badischen Truppen unterblieben.

Als Beweis aber für die Ausführung des kaiserlichen Befehls sah der in einiger Entfernung von der Stadt harrende General Barbot bald dunkle Rauchwolken gen Himmel steigen: sie rührten von vier einzelstehenden Häusern an den vier Enden des Ortes und einem ebensolchen in dessen Mitte her, die angesteckt wurden — durch den Abmarsch der Truppe aber war das Löfchen nicht gehindert, so daß ein nur geringer Schaden entstand. Grenzenlose Freude und das Gefühl innigsten Dankes ergriff die geängstigten Einwohner, als sie vernahmen, daß das schreckliche Los, dem sie verfallen schienen, glücklich abgewendet sei.

Der Gottesdienst am nächsten Sonntag, am 22. Februar, wurde dazu bestimmt, der Freude und dem Dank der Stadt Ausdruck zu verleihen. Der Prediger nannte den Namen des badischen Kommandeurs als den des Schutzengels, den Gott der Stadt gesandt habe.

Nach dem Gottesdienst begab sich eine Abordnung der Stadt zu Oberstleutnant Lingg, um

ihm deren Dankbarkeit auszudrücken und ihn zu bitten, ein Geschenk von der Stadt — eine bedeutende Summe Goldes — anzunehmen.

Aber dessen edle Tat war keine halbe: er lasse sich keine gute Tat mit Geld bezahlen, war seine Antwort. „Nur zum Andenken an Euch, setzte er hinzu, erbitte ich mir eine silberne Münze, auf welcher die Stadt Hersfeld dargestellt ist und der heutige Auftritt. Dies soll das Geschenk sein, das ich meiner zukünftigen Gattin aus dem Kriege mitbringen will.“ Auch ein später wiederholtes Anerbieten lehnte er ab und nahm nichts an, als ein Gedicht, das ihm am 5. März im Namen der Bürgererschaft von einigen Knaben überreicht wurde.

In seiner Meldung an den Markgrafen Ludwig, den Präsidenten des badischen „Kriegs-Kollegiums“, über den Vorgang sagte Oberstleutnant Lingg nach Erwähnung des ihm vom Obersten Barbot erteilten Befehls: „Ich tat nun auch, was in meinen Kräften stand, um die Linderung des traurigen Schicksals möglich zu machen, und brachte es auch dahin, daß die Stadt von Plünderung verschont blieb, da die ganze Exekution meinen zwei Kompagnien allein übertragen ward. Den Brand aber legte ich auf den vier Ecken und auch in der Mitte an, daß selbes bei der glücklichen Windstille nicht um sich griff und die Stadt somit außer den zum Anzündenden gewählten Häusern keinen weiteren Schaden gelitten hat. — Hersfeld ist nun als ein abgebrannter Ort aus der Reihe der existierenden Städte ausgestrichen — erhält nie wieder eine Garnison. Alle öffentlichen Zeitungen werden die Stadt als verbrannt ausschreiben. Ich muß auch devotest bitten, daß die Carlsruher Zeitung diesen Artikel nicht mildern möchte.“

„Euer Hoheit habe ich andurch den wahren Vorgang unterthänigst zu berichten nicht verfehlen wollen und wünsche Höchsteren Zufriedenheit erreicht zu haben, indem ich einerseits die mir gegebenen Ordres meiner hohen vorgesetzten Commandierenden erfüllt und andererseits die Pflichten der Menschlichkeit nicht vergessen zu haben mich ganz beruhigt weiß.“

Das Verfahren des Oberstleutnants Lingg kam natürlich auch zu Ohren des Generals Lagrange und des Obersten Barbot — allein diese waren nicht weniger edle Männer, die Linggs Handlungsweise zu würdigen wußten; wie sie denn auch das Schicksal der unglücklichen Bewohner von Hersfeld milberten, denen bekanntlich ein noch härteres Loos zugebacht war. Achtzig Einwohner wurden nach Kassel verbracht, erschossen aber nur zwei, die bereits festgenommen und überführt waren, an dem Aufstand hervorragenden Anteil genommen zu haben.

Trotz der Vorsorge Linggs wurde sein und seiner Jäger edles Benehmen bald in ganz Deutschland bekannt und gebührend gewürdigt. Besonders tief war der Eindruck, den der Vorgang auf das Gemüt des greisen Großherzogs Karl Friedrich hervorbrachte, der über das wackere Benehmen seiner Landeskinder in sichtbare Nührung geriet.

Auch der Kurfürst Friedrich Wilhelm I. von Hessen, als er nach der Vertreibung Napoleons wieder in sein Land eingesetzt worden war, wußte Linggs Großmut zu würdigen, indem er am 28. April 1819 dem inzwischen zum Generalleutnant Beförberten die Insignien des Großkreuzes vom Orden des goldenen Löwen übersandte. Lingg wurde später noch in den Freiherrnstand des Großherzogtums erhoben.

Viele Schriftsteller haben Linggs Tat verherrlicht; vor allem Hebel, der geistreiche und in seiner Art unübertreffliche Erzähler. Aus seinem „Rheinländischen Hausfreund“ wurde sie namentlich in viele Lesebücher unserer Jugend übernommen, in denen wir sie auch heute noch vielfach finden.

Jedenfalls steht das Vorkommnis in jener gewaltig bewegten Zeit einzig da, so daß die Erinnerung daran wohl niemals erlöschen wird, an die edle Tat der badischen Jäger von Hersfeld.

Ferber, Oberstleutnant z. D.

Einstmals bereiste ein chinesischer Prinz Europa und kam dabei auch in die Stadt Konstantinopel. Er war vom türkischen Gesandten begleitet, der ihn bei Hofe vorstellen sollte. Als die lieben Strassenjungen den Prinzen in der fremden Tracht erblickten, liefen sie hinter ihm her und schnitten ihm nach Art unartiger Buben Nasen, wobei sie in bekannter Weise die Hände mit gespreizten Fingern an die Nase hielten. Dem Prinzen fiel dies auf und er fragte den Gesandten, was dies denn zu bedeuten habe. Der Gesandte war sehr verlegen wegen der Unart der Kinder und half sich durch eine Notlüge, indem er antwortete: „Dies sei der Gruß für hochgestellte Persönlichkeiten“, worauf der Prinz befriedigt lächelte. Als dann späterhin die Vorstellung des Prinzen bei Hofe erfolgte, glaubte der Prinz seine besondere Verehrung dadurch ausdrücken zu sollen, daß er eine Nase schnitt. Der auf das Höchste erstaunte Sultan nahm den Gesandten zur Seite und befragte ihn nach der Bedeutung dieses Nasenschneidens, worauf der Gesandte sich nicht anders zu helfen wußte, als zu einer zweiten Notlüge zu greifen. Er sagte also, daß dies in der Heimat des Prinzen die höchste Ehrenerweisung bedeute. Der Sultan, der seinerseits den Gast ehren wollte, schnitt nun diesem eine Nase und seitdem soll das Nasenschneiden dort im Lande hoch zu Ehren gekommen sein, während es im übrigen Europa dem ausübenden Künstler heute noch für gewöhnlich eine tüchtige Tracht Prügel einträgt. —

Unsere Kriegsmarine im Auslande.

Von Paul Thielemann.

Angeichts des Aufstandes in unserem ostafrikanischen Schutzgebiete, zu dessen Unterdrückung ein Detachement von S. M. S. „Buffard“ und weitere Marinestreitkräfte mitwirkten, lohnt es sich wohl, einen Blick zu werfen auf die bisherige Tätigkeit der Kriegsmarine zum Schutze deutscher Kaufleute und Untertanen im Auslande gegen Unrecht und Gewalt.

Bereits im Jahre 1872 erhielt die Marine Gelegenheit, die Ehre des neuen Deutschen Reiches nachdrücklich zu wahren. Zwei Kreuzer, „Gazelle“ und „Vineta“, verhalfen einem deutschen Kaufmann, dessen rechtmäßige Forderungen die Republik Haiti nicht zu gestehen wollte, zu seinem Rechte. Auf die erste Weigerung der Regierung wurden alsbald Boote bemannt und zwei im Hafen liegende haitianische Kreuzer mit bewaffneter Hand besetzt, was denn auch den gewünschten Erfolg hatte.

Während der spanischen Revolution im folgenden Jahre nahm der Kapitän z. S. Werner als Kommandant des Panzerschiffes „Friedrich Karl“ einen von revolutionären Truppen besetzten spanischen Kreuzer, der die Stadt Karthago und damit die zahlreich dort lebenden Deutschen bedrohte, kurzerhand weg.

1878 war es der kleine Freistaat Nicaragua, der wieder die berechtigten Forderungen eines deutschen Kaufmanns nicht anerkennen wollte. Diplomatische Unterhandlungen führten zu keinem Resultat. Erst das Erscheinen einiger Fregatten und Korvetten brachte die dortige Regierung zum Nachgeben.

Während des Krieges zwischen Chile und Peru im Jahre 1879 wurden die in Callao lebenden Deutschen und somit die ganze Stadt nur durch die Tatkraft eines deutschen Kommandanten, des Kapitäns Heußner, behahrt, unter dessen Befehl die Panzerkorvette „Hansa“ und die Dampfkorvette „Freya“ standen. Auch wurde von ihm die Freigabe eines beschlagnahmten deutschen Dampfers erzwungen.

Ein Jahr später wurde von Korvettenkapitän Valois, Kommandant der Korvette „Viktoria“, in nachdrücklicher Weise ein westafrikanischer Negerstamm, der einen gestrandeten deutschen Dampfer beraubt hatte, bestraft, indem das Dorf Nana Kru an der Küste von Liberia zerstört wurde.

Im Juni des Jahres 1882 wurde das Kanonenboot „Habicht“ von La Valette auf Malta nach Alexandrien beordert, um gleich seinem Schwesterschiff, dem jetzigen Vermessungsfahrzeug, „Möwe“ den deutschen Reichsangehörigen während der Unruhen in Aegypten zum Schutze zu dienen. Der „Habicht“ stellte eine Wache zum Schutze des Generalkonsulats und des deutschen Hospitals, während die „Möwe“ den den Suezkanal passierenden deutschen Handelsschiffen als Begleitschiff diente.

Im folgenden Jahre verhalf Kapitän z. S. von Blanc, der Kommodore eines für die damalige Größe der deutschen Marine stattlichen Geschwaders, das sich aus den Schiffen „Stosch“, „Elisabeth“, „Leipzig“, „Titis“ und „Wolf“ zusammensetzte, einem deutschen Kaufmann zu seinem Recht, das ihm die chinesischen Behörden verweigerten. Er hatte nämlich die Absicht, eine große Zuckerriederei anzulegen, doch die chinesischen Zollämter konfiszierten ihm seine sämtlichen Siedepfannen mit der unwahren Behauptung, daß China das Monopol hierfür besitze. Kapitän

von Blanc ließ die Pfannen einfach vom Zollamt holen, obwohl ihm nur ein schwaches Landungskorps zur Verfügung stand, und die Stadt über 100 000 Einwohner zählte.

Auch in der Südsee trat die Marine energisch für die dort lebenden Deutschen ein, von denen viele von den Eingeborenen beraubt, mißhandelt und gemordet waren. Ein daraufhin von der Korvette „Carola“ und dem Kanonenboot „Hyäne“ abgehaltenes gründliches Strafgericht ist seitdem den Eingeborenen in heilsamer Erinnerung geblieben.

Im Winter 1884 brachen in dem neu erworbenen Schutzgebiete Kamerun Unruhen aus, die energischer Eingriffe des Geschwaderschefs Admirals Knorr bedurften, der drei Monate lang Belagerungszustand verhängte und jede aufständische Regung nachdrücklich unterdrückte.

Vier Jahre später brach auch in Deutsch-Ostafrika ein Aufstand aus, der schon lange heimlich von den dort wohnenden Arabern gegen die europäische Herrschaft geschürt worden war, hauptsächlich weil der von ihnen betriebene Sklavenhandel nicht mehr wie früher fortgesetzt werden konnte. Ein deutsches Geschwader unter Konteradmiral Deinhard blockierte nun im Verein mit einem englischen Geschwader die Küste, um den Sklavenhandel zu unterdrücken, was gleichbedeutend mit der Unterdrückung des Aufstandes war. Neben dem überaus anstrengenden Blockadedienst kam es auch vielfach zu blutigen Gefechten der Landungskorps des deutschen Geschwaders im Verein mit der neu gegründeten ostafrikanischen Schutztruppe unter dem damaligen Hauptmann von Wismann gegen die Araber und deren Anhänger unter der Führung des bekannten Buschiri. Doch spielten die Marinetruppen meist die führende Rolle in diesen Kämpfen. So stürmten die Landungskorps allein Bagamoyo und Dar es Salam, später in blutigem Gefechte das besetzte Lager von Konbutshi. Nach und nach wurden alle Stützpunkte erobert und Buschiri hingerichtet, womit der Aufstand niedergeschlagen war. So hatte auch die Marine das ihre dazu beigetragen, dem deutschen Kaufmann in Ostafrika die Wege zu ebnen.

Um dieselbe Zeit brach auch auf den Samoa-Inseln ein Aufstand aus, hauptsächlich hervorgerufen durch amerikanische und englische Treibereien gegen den daselbst blühenden deutschen Handel. Die drei Schiffe „Olga“, „Adler“ und „Eber“ schlugen ihn unter verhältnismäßig schweren Verlusten in blutigen Kämpfen nieder und schickten den aufständischen König Malietoa in die Verbannung.

Der im Jahre 1891 ausgebrochene chilenische Bürgerkrieg gab wiederum der Marine Gelegenheit zu zeigen, wie wirksam der Schutz der Kanonen für den Kaufmann im Auslande ist. Ein sofort dorthin entsandtes Kreuzergeschwader unter Admiral Valois imponierte derartig, daß keinem Deutschen ein Haar gekrümmt wurde.

Im selben Jahre mußten in Kamerun mehrfach Landungs-Abteilungen der beiden Kanonenboote „Habicht“ und „Hyäne“ der dortigen Polizeitruppe im Kampfe gegen die aufständische Bevölkerung beistehen.

Ebenso schlugen einige Jahre später die beiden Kreuzer „Buffard“ und „Falke“ in Samoa einen

Aufstand nieder und brachten den unbotmäßigen Eingeborenen eine schwere Niederlage bei.

Als nach Beendigung des japanisch-chinesischen Krieges von einem chinesischen Fort auf einen deutschen Dampfer geschossen wurde, da zeigte der „Altis“, daß selbst das kleinste deutsche Kriegsschiff nicht mit sich spaßen läßt, und setzte bereits mit dem zweiten Schusse seines 125 cm-Geschützes eine ganze Geschützbedienung außer Gefecht, so daß die Chinesen sich wohlweislich hüteten, den Dampfer weiter zu belästigen.

Im Winter 1897 fanden Unruhen in China gegen die Fremden statt. Auf die Nachricht von der Ermordung zweier deutscher Missionare erhielt das deutsche Kreuzergeschwader in Ostasien den Befehl, in die Bucht von Kiautschou einzulaufen und die Bestrafung der Mörder zu verlangen. Zur Sühne des Verbrechens gab dann die chinesische Regierung bekanntlich ihre Einwilligung, den Hafen von Kiautschou an das Deutsche Reich vorläufig auf 99 Jahre zu verpachten.

Im September desselben Jahres war in Port-au-Prince der deutsche Kaufmann Lüders widerrechtlich verhaftet und wegen angeblichen Widerstandes gegen Polizeibeamte mehrere Wochen im Gefängnis gehalten worden. Die deutsche Regierung verlangte 20 000 Dollar in Gold als Entschädigung für die Rechtsverletzung gegen Lüders. Doch in Port-au-Prince weigerte man sich und machte allerhand Ausflüchte. Da gingen am 2. Dezember zwei deutsche Schulschiffe „Charlotte“ und „Stein“ von St. Thomas unter dem Kommando des Kapitäns z. S. Thiele in See. Bereits am Morgen des 6. Dezember langten die Schiffe auf der Reede von Port-au-Prince an und legten, klar zum Gefecht, 2400 Meter von der Stadt entfernt vor Anker. Um 8 Uhr wurde dem Präsidenten das Ultimatum, der letzte freundliche Wink mit dem Zaunpfahle, zugestellt. Am Nachmittage war die geforderte Entschädigung an Bord der „Charlotte“. Nur dem kräftigen Einschreiten der beiden „Schwimmenden Gymnasien“ verdankten wir, daß wir der Negerepublik nicht als die blamierten Mittel-europäer gegenüberstanden.

Was unsere Marine während der Wirren in China geleistet hat, insbesondere bei der Eroberung der Takusforts und der Entsetzung von Tientsin, ist noch in aller Gedächtnis. Nach dem Eintreffen der Linien-Schiffs-Division in Ostasien verfügte das Reich dort über eine Seestreitmacht, die nicht nur den Chinesen Respekt einflößte, sondern auch den anderen Nationen zeigte, daß Deutschland gewillt und im Stande ist, seine Interessen im Auslande mit Nachdruck zu schützen.

Einige Jahre später verzweigte man in Venezuela deutschen wie englischen Untertanen den Erzsatz für mancherlei Schädigungen, die sie durch die dort landesüblichen Bürgerkriege erlitten hatten. Es kam dann bekanntlich so weit, daß ein deutsches Kreuzergeschwader unter dem Kommando des Kapitäns z. S. Scheer im Verein mit englischen Kriegsschiffen die Küsten des Landes blockierte, die Kriegsschiffe des Freistaates in Beschlag nahm und zum Teil versenkte, und daß deutsche Schiffe das Fort San Carlos zerstörten. Endlich bequente sich der Präsident Castro zu Unterhandlungen, die in Washington geführt wurden und schließlich mit der Unterzeichnung von Protokollen endigten, in denen Venezuela sich verpflichtete, jene deutschen und englischen Forderungen sowie die einiger anderer Staaten voll zu befriedigen.

In frischer Erinnerung ist noch die Mitwirkung des Kanonenboots „Habicht“ bei der Bekämpfung des Hereroaufstandes. Für eine Unterstützung der Schutztruppe in erster Linie in Betracht kommend, wurde das Schiff beim Ausbruch des Aufstandes von Kapstadt, wo es sich zur Vornahme von Reparaturen aufhielt, nach Swakopmund beordert. Hier schiffte sich der Kommandant Korvettenkapitän Gudewill mit einem für das Kommandoboot ganz außerordentlich großen Landungskorps in Stärke von (etwa) 80 Mann aus — die ganze Besatzung beträgt etwa 125 Köpfe — und rückte mit ihm landeinwärts bis Otahandja, um die Bahnlinie und die Verbindung mit Windhuf zu sichern, bis das Marine-Expeditionskorps eintraf.

Stets hat so die Kriegsmarine die Interessen des Reichs gewahrt, wenn auch öfter nur mit bescheidenen Nachmitteln. — Deutschlands Ehre und Ansehen nicht minder wie seine wirtschaftliche Zukunft erfordern es, daß es an allen Fragen und Problemen der Weltpolitik seinen Anteil hat. Dazu gehört aber vor allem eine starke seetüchtige Flotte. Alle Tüchtigkeit und Fähigkeit der deutschen Kaufleute wäre vergebens, wenn nicht im Falle einer kriegerischen Verwicklung die deutsche Kriegsmarine der Handelsflotte ausreichenden Schutz gewähren kann. Nicht zum Luxus sind deutsche Kriegsschiffe im Auslande stationiert, wie immer noch weite Kreise in unserem Vaterlande meinen, sondern um deutschen Kaufleuten und Untertanen den nötigen Schutz zu verleihen und dem deutschen Handel bereits im Frieden immer größere Vorteile zu verschaffen.

(Aus dem Berliner Lokal-Anzeiger v. 1905 Nr. 415.)

Zur Augenpflege.

Das Kostbarste für uns Menschen ist das Augenlicht. Wir können nicht genug darauf bedacht sein, diese Gottesgabe zu pflegen und zu erhalten. Gar leicht verderben wir uns die Augen, daher mag es gut sein, sich vorzuhüten, was einem hellen, klaren Augenlicht nachteilig sein könnte.

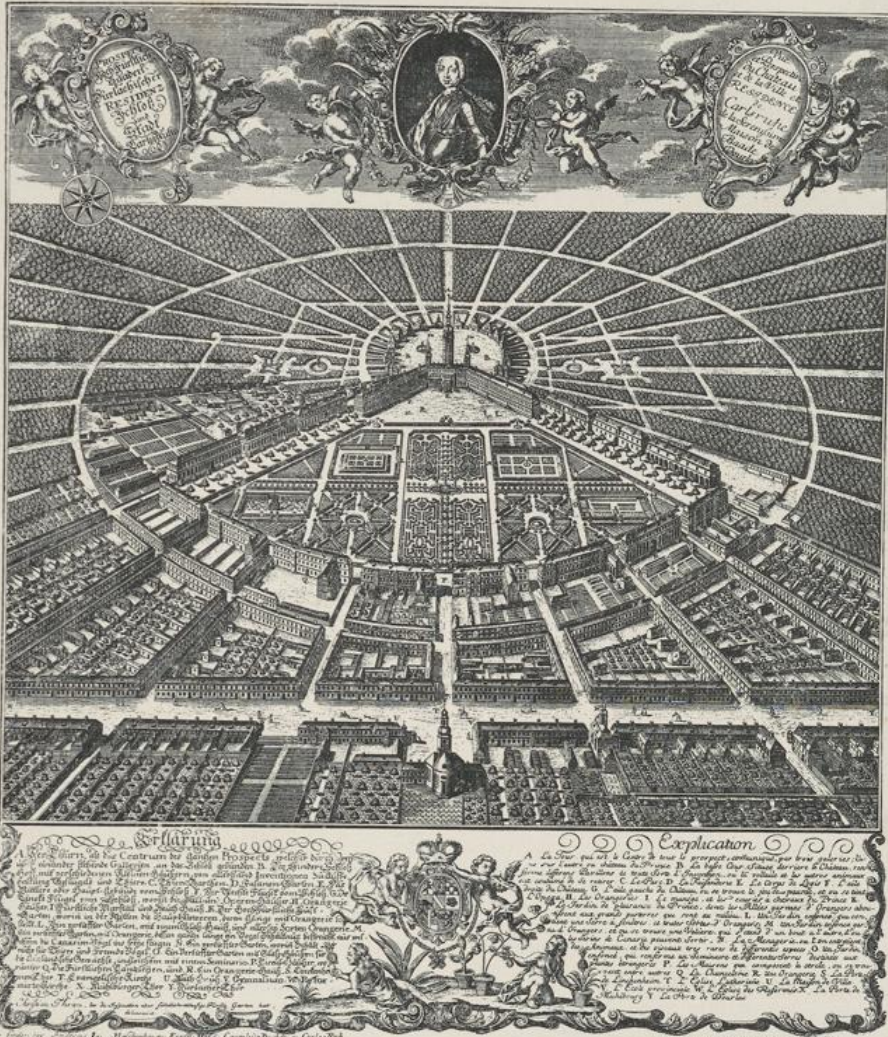
Bei jeder Arbeit, besonders aber beim Lesen und Schreiben, sowie bei Anfertigung von Handarbeiten usw. achtet genau darauf, daß genügend Licht zur Arbeit vorhanden ist, und setzt euch denn so, daß das Licht, wenn irgend möglich, von der linken Seite her und von oben herab auf die Arbeit fällt.

Vermeidet es tunlichst, das Sonnenlicht oder das Licht einer Lampe unmittelbar in das Auge fallen zu lassen, oder durch die Rückstrahlung auf Schnee, weißes Papier usw. die Augen zu blenden.

Schirme von Milchglas sind die besten, dagegen Kuppeln und Schirme von mattem Glase mit eingeschliffenen Streifen und Figuren für die Augen gefährlich sind.

Das Lesen beim Liegen im Bett oder auf dem Sofa, im Gehen oder während der Fahrt auf der Eisenbahn, auf der Straßenbahn oder in anderen Wagen ist zu unterlassen; diese verderbliche Gewohnheit schadet dem Auge ebenso wie ständendes Licht. Auch nach einer schweren Krankheit muß man die Augen schonen.

Vor schnellem Wechsel von Licht und Finsternis müßt Ihr die Augen möglichst bewahren und Euch überhaupt bestreben, sie durch eine vernünftige Lebensweise und namentlich durch richtige Verteilung der Zeit für Schlafen und Wachen richtig zu kräftigen.



Das Residenzschloß in Karlsruhe (Baden)

wurde im Jahr 1715 von Markgraf Karl Wilhelm von Baden erbaut, der damit seine Residenz von Durlach, wo das dortige von den Franzosen 1689 zerstörte Schloß nur zum Teil wieder aufgebaut war, nach dieser Neugründung verlegte. 32 gleichmäßig verteilte Alleen, von dem Schloßthrum als Zentrum auslaufend, wurden ausgehauen; neun derselben sollten das Schloß, den Schloßplatz und die vorzugende Stadt umfassen, welche damit die Gestalt eines Fächers annahm, während die übrigen 23 Alleen als Waldwege nach Westen, Norden und Osten verliefen, zum Teil nach den benachbarten Dörfern führend. Der nordöstliche Teil des Waldes wurde als Wild-

park eingefriedigt; der östliche als Fasanengarten angelegt; der Blumenzucht und Gartenkunst blieb der nach Süden gelegene Schloßplatz vorbehalten. Mit dem Neubau des Schloßes an Stelle des alten, bereits schadhaft gewordenen, wurde 1752 begonnen; etwa 23 Jahre später war es samt seinen Nebengebäuden äußerlich vollendet. Die völlige Fertigstellung, in der heutigen Gestalt fällt in das Jahr 1782. Bei diesem Anlaß wurde auch der Schloßhof mit dem davortliegenden Schloßplatz umgestaltet. Der letztere wurde mit Baumreihen bepflanzt und der hinter dem Schloß gelegene Schloßgarten wurde nach englischer Art angelegt und zugänglich gemacht.

Flottengedicht.

Von Kamerad Baumert in Hesselhurst.

Du deutsches Volk im Frieden,
Der Kaiser ruft dir ja,
Für unsre Flott entschieden
Steh ein, Hupp, Hupp, Hurra!
Er sieht in großem Denken
Die Zukunft Deutschlands an,
Was wird's Geschick noch lenken
Zu seiner Herrscherbahn?
Dabon fest überzeuget,
Was Deutschlands Frieden hält,
Das will der deutsche Kaiser
Und scheut nicht Gut noch Geld.
Die Flotte stark wie auch das Heer,
Das sind zwei große Feste.
Die sind zu Land sowie zu Meer
Für Deutschlands Wohl, die Besten.
Gibt es noch einen deutschen Mann,
Der es nicht hat vernommen,
Was England auf dem Ozean
Für Rechte sich genommen?
Dem deutschen Schiffe wird gesagt
Achtung! sofort halt stille,
Und wer, Germane, hätt's gewagt
Zu tun nicht dessen Wille?
Denkt man jetzt nicht in solcher Zeit
An mächtig sein zur See!
Dann ist vielleicht der Weg nicht weit,
Auf's Achtung! stille steh'.
Hat heut in unfrem Vaterland
Ohn' Flott' und ohne Handel
Ein jeder treue Untertan
Den sichern Lebenswandel?
Und sollte denn nach späteren Jahren
Wenn große Völkierzahlen sind,
Das, was wir jetzt an Flotte sparen
Uns treiben fort der fremde Wind?
Ihr deutschen Männer, deutsche Frauen,
Liebt Ihr das Kind, den Enkel,
So müßt Ihr in die Zukunft schauen
Ob Deutschland steht im Sentel.
Der Bau der Landmacht steht gerade,
Doch fehlt's an starker Flotte,
D'rum braver Deutscher laß dir raten
Greif' herzhaft in die Grotte.
Dann Vater- und auch Mutterherz
In Deutschlands schönen Gauen,
Kannst du, wenn einst der Kaiser ruft
Getrost dem Sohn nachschauen.
O! wird sich dann nicht alles freuen,
Wenn man ist überzeuget,
Daß unsre große Flott' in Reihen
Der stärkste Feind nicht beuget. —
Dies schreibt ein deutscher Bauersmann,
Ihr merkt's, ist nicht studieret,
Darum auch jeder andere Stand
„Zur Flott!“ Euch nicht genieret.
Die Landwirtschaft, Gewerbe,
Der Handel, Industrie,
Beamter, alles werbe,
Die Flott lohnt Eure Müh.
Vom deutschen Süden bis nach Nord,
Von Osten bis nach West,
Erlöbe heut das freie Wort,
Das Nötigste ist das Best!

Auf, deutscher Reichstag, bau die Flott',
Nach Kaisers Wille mit Hurra!
Dazu sei auch du alter Gott
Dem deutschen Volk mit Segen nah.

Drei Reiterstücklein Badischer Dragoner 1870.

1. Sergeant Ludwig Metzger aus Graben bei Karlsruhe, vom 2. Badischen Dragoner-Regiment, war als Patrouillenführer am 7. August mit 3 Mann über Sachsenhausen gegen den Nonnenhof vorgeritten, wobei er schon nach kurzer Zeit auf eine ihm weit überlegene französische Patrouille, aus Infanterie und stolzen Kürassieren bestehend stieß, die ihn mit lebhaftem Feuer begrüßte. Er überritt schlankweg mit seinen Leuten die Infanterie und nun ging's flott auf die Kürassiere los, im nächsten Augenblick klrten Pallasse und Säbel aufeinander. Dragoner Schulz, am Kopfe verwundet, nahm diesen Deutzettel krumm, er schoß mit der Pistole zwei der Kürassiere aus dem Sattel herunter und nahm deren Pferde als gute Beute, die erste im Regiment, triumphierend mit zurück ins Bivak. Es läßt sich denken, daß lauer Jubel die Heimkehrenden begrüßte. Als die braven Badischen Dragoner die ersten gefangenen Turkos sahen, brachen sie in die Worte aus: „Und vor solchen Kerls hätten wir uns fürchten sollen? Das sind ja taum Menschen!“ —

2. In Wiesheim stand der Feind in ziemlicher Stärke, wurde aber von Premierleutnant Winsloe aus demselben hinausgeworfen. Bald suchte er jedoch sich wieder zu sammeln und nochmals vorzubringen. Da brach Leutnant Graf Sponck wie das Wetter mit seinen 30 Dragonern in die Franzosen, mitten in deren Infanteriekolonnen hinein, an seiner Seite Trompeter Beierle aus Flehingen, Sergeant Zuber aus Baiertal und Unteroffizier Conrad Reichert aus Malsch. Ihnen folgten die Dragoner und nun sausten die Hiebe hagelbicht auf die Köpfe der Franzosen nieder, welche sich becilten, die Waffen wegzwerfen und in toller Flucht querselbein davonstießen; aber die Dragoner blieben ihnen dicht auf den Fersen und machten erst vor den Mauern und Toren Neubreisachs Halt. Vor dem Glacis dieser Festung sammelten sich die Dragoner in aller Seelenruhe, ohne daß die in der Festung auch nur einen Schuß auf dieselben abgegeben hätten. Ruhig duldeten die Franzosen, daß die Dragoner die Sättel und das Zaumzeug ihrer gefallenen Pferde auf Wagen luden, ruhig, daß die Waffen der Franzosen mitgenommen, die Verwundeten fortgeführt wurden, nicht im geringsten wurden die über Wiesheim nach Wiedensohlen zurückmarschierenden gestört. Um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr trafen die Sieger dort ein. Sie hatten 2 Tote und 1 Schwerverwundeten, ebenso 4 tote und 3 verwundete Pferde. Bewiß, es gab im Verlaufe des Feldzugs größere, noch ruhmreichere Gefechte, aber gerade solche erste Erfolge, solche kleine Siege zu Beginn des Kampfes mit dem Feinde sind es, welche einem Regiment Selbstvertrauen und frohen Mut geben. Als besonders tapfer sind hierbei noch zu erwähnen der Greite Valentin Unser aus Muggensturm und die Dragoner Karl Wörner aus Obertsroth, Matheus Schelb aus Hintergarten, Wilhelm Wick aus Sulzbach, Philipp Federle aus Großweier, Jakob Lauble aus Gutach und Michael Ziegler aus Bizenhausen. —

3. Ein festes Reiterstücklein führte Vizewachmeister Gustav Ziegler aus Karlsruhe Mitte August bei Schiltigheim aus. Er ritt von diesem Ort mit seiner Patrouille bis ans Festungsglaciö von Straßburg vor, wo er das erste Ballisadenitor zwar verbarriadiert, aber unbesetzt fand. Sofort ließ Ziegler die Hälfte seiner Mannschaft abziehen und räumte unbekümmert um das jetzt vom gegenüberliegenden Walle auf ihn unterhaltene starke Feuer ein Stück nach dem anderen von der Barrikade hinweg. Nun aber wurde doch das Feuer zu heftig, als daß er noch weiter mit seinen wackeren Dragonern, den Gezeiten Kasimir Schäfer aus Pfefzheim, Gustav Gröbühl aus Berghausen und den Dragonern Johann Georg Jmger aus Brötzingen, Leo Ott aus Ulm, Valentin Hornmuth aus Rheinsheim und Nikolaus Scheidt aus Grözingen hätte vordringen können; es war nichts mit dem Handstreich auf Straßburg, und ebensowenig Erfolg hatte die Absendung eines Parlamentärs, der die Festung zur Uebergabe aufforderte. Die Dragoner hatten ja selber nicht daran gedacht, daß Straßburg vor ihnen kapitulieren werde, aber sie hatten doch die Ehre und den Ruhm, die ersten gewesen zu sein, die vor Straßburg erschienen und die Stadt aufboten, zurückzukehren zur alten Mutter Germania. Ein stolzes Bewußtsein für diese Dragoner, die seelenvergnügt in ihr Bivak zurückkehrten. —

Seiteres aus dem Tagebuch eines Fuhartilleristen.

Von Kamerad Fritz Ruppert.

„Stillgestanden,“ donnerte Unteroffizier Kroll seine Abtheilung Rekruten an, die zum ersten Male die Ehre hatten, in kompletter Ausrüstung im Kasernenhof zu erscheinen.

Solche Kraft der Stimme, wie sie Kroll heute entfaltete, hatten die Neulinge in ihrer achtwöchentlichen Dienstzeit schmerzlich schon gehört, legte sich Unteroffizier Kroll doch auch tüchtig in das Zeug, um den Leuten den nötigen Respekt vor seiner geweihten Persönlichkeit beizubringen. —

„Es handelt sich mal zunächst darum, meine Herren,“ begann er seine Antrittsrede, „in Euch Jammergehalten ein wenig Schneid zu bringen, und ich glaube, daß wir das schon mit vereinten Kräften erreichen werden. — Er hielt inne, und sein Auge glitt prüfend die Front ab, er glaubte, gewaltigen Effekt errungen zu haben. Doch plötzlich, ganz unten beim letzten Kanonier blieb sein Blick schrecklich hasten. Wirklich, der kleine Dicko da unten erkühnte sich, die ganze Zeit ihn anzulachen, er wagte es, seine tabellose Rede zu bespötteln.

„Komm mal her, Freundchen, ich werde Dir grinzen!“ Des Rekruten Gesichtsausdruck änderte sich nicht. Jetzt aber kam Kroll wie ein Donnerwetter dahergebraust und fuhr ihn, die Arme in die Hüften gestemmt, an: „Hör Er 'mal, wie heißt Er?“ „Kanonier Grunzer, Herr Unteroffizier,“ war die Antwort. „So, hör 'mal, Grunzer, ich will Ihn ja nichts Böses wünschen, aber das Wetter soll Ihn holen! Verstanden?“ „Zu Befehl, Herr Unteroffizier,“ antwortete Grunzer verständnisvoll. „Er will mich wohl gar verhöhneln? Wie kommt Er dazu, sich daher zu stellen und mir ins Gesicht zu grinzen?“ „Verzeihen Herr Unteroffizier, ich habe nicht gelacht.“ „Nicht gelacht? Nicht gelacht! und grinzt mir immer-

fort ins Gesicht. He! der zweite da unten mal herkommen! Seh' Er den Kerl an, ob er nicht grinzt.“ Der Gerufene schien vollständig sachkundig zu sein, war er ja Grunzers Vetter.

„Der Herr Unteroffizier werden entschuldigen, Kanonier Grunzer lacht nicht. Durch eine Laune der Natur sind meinem Vetter Mund und Nase von der gewöhnlichen Richtung abgewichen, und hat er deshalb schon seit seiner frühesten Jugend das Glück, auch in seinen unglücklichsten Stunden unberührt ein lächelndes Gesicht zur Schau zu tragen.“ „Da reit mir doch einer auf einem Walfisch im Meer herum! Grinsender Grunzer, wie kommt Er bei einer solch schauerlichen Geschichte und mit solch schrecklichem Gesichte zu uns? Wenn Er eben verkehrt auf die Welt gekommen, oder wenn das Kindermädchen Ihn mal umgekehrt ins Kissen legte, daß sich seine Nase verschob, dann sollte Er eben in einer Schaubude die Welt durchstreifen und sich mit seinem anhaltenden Lachkrampf sein Geld verdienen. Verstanden?“ „Zu Befehl, Herr Unteroffizier!“

Das war Grunzers, der von da an nur noch Grinzer hieß, erste nähere Bekanntschaft mit Unteroffizier Kroll; sie blieb aber doch von der Bedeutung, daß die beiden in Folgezeit nie gut aufeinander zu sprechen waren. Um so mehr gewann der kleine Grunzer, dem in allen Tagen sein Mutterwiz zu Gebote stand, seine Kameraden für sich, wobei vielleicht auch die großen Patete, die der immer Freundliche in die Kaserne geschleppt bekam, nicht die geringste Rolle gespielt haben mögen. Bald sollte auch für die Kameraden die Gelegenheit kommen, ihre Anhänglichkeit zu Grunzer zu zeigen.

Im Seitenflügel wohnte ein alter Depot-Feldwebel, dessen Tochter bisher allgemein als Flamme des Unteroffiziers Kroll gegolten hatte. Nun geschah es aber aus unerklärlichen Gründen, daß die rote Barbara den freundlicher ins Leben schauenden Grunzer zum Ergötzen seiner Freunde und Unteroffizier Kroll's Feinde, zum Beherrscher ihres Herzens erkor. Daß da das Leben zwischen den beiden Ribalen vollends dem von Hund und Kage gleich, ist sehr erklärlich.

Kroll suchte auf alle Weise dem verwünschten Nebenbuhler eins anzuhängen.

Da geschah es eines Abends, — es war schon nach 10 Uhr — als Kroll stark angeheitert die breite Treppe des Seitenbaues heraufschwankte, daß dicht bei ihm eine Gestalt vorüberhuschte. Sein zweiter Gedanke, nach dem von Geisiren und Gespenstern, war der an Grunzer, und flugs schnaubte er, angeregt durch den Geist, der aus ihm tobte, so schnell ihn seine Beine tragen konnten, hindendrein. Als sich nun der Freundliche (denn dieser war es, wie er gerade von einem etwas verspäteten Stelldichein von Barbara zurückkehrte) sich so verfolgt sah, schien er aber auch nicht auf den Kopf gefallen, und eine wilde Jagd begann in dem dunklen langen Gange. Eben packte ihn der Unteroffizier am Rockzipfel — doch ein Ruck — frei, und weiter geht's. Erschöpft lehnt Kroll, einen Zipfel des Rockschosses in der Hand, an der Wand, indeß Grunzer wohlweislich den Gang entlang weiterstürmt.

„Mag der Kerl springen,“ lacht Kroll in sich hinein, „wir werden das Bürschchen haben,“ und triumphierend hebt er den Lappen Stoff empor, den er dem verhassten Nebenbuhler abgerissen.

Grunzer hatte wohl gemerkt, daß sein Verfolger an seinem Rock etwas zu schaffen hatte, und als er nach verschiedenen Umwegen auf der Stube anlangte,

war sein Erstes, seinen Rock einer gründlichen Besichtigung zu unterziehen. Wichtig! Da fand er, daß der Rockzipfel fehlte, der Schlaupf sah auch sofort die Bedeutung und Folgen des Zipfelabreißens ein. Trotz der fatalen Lage huschte schon ein tüchtiges Lächeln — diesmal ein wirkliches Lächeln — über sein Gesicht. Ja, er konnte auf seine Stubengenossen bauen, die alle schon den Schlaf des Gerechten schliefen. Kurz entschlossen nahm er eine Scheere, schnitt allen daliegenden neun Röcken die Zipfel ab und legte sich nach dieser genialen Tat zufrieden nieder und träumte von Barbara, Geschüßgerzieren, Kroll und Rockzipfel in der romantischsten Verschlingung.

Kaum war man am andern Morgen den federweichen Falten entstieg, als der Befehl von Unteroffizier Kroll kam, seine Leute sollten sofort in der gefrigen Montour antreten. Nur mit Mühe und sehr dunkel erinnerte sich Unteroffizier Kroll des Vorfalls am Abend; aber probieren mußte er es.

In aller Eile und unter flehentlichem Bitten erklärte Grunzer den Kameraden, die entsetzt ihre Röcke betrachteten, den Sachverhalt; die lustige Geschichte an und für sich, dann die Nase, die man dem unbeliebten Kroll drehte, dämpften die Furcht vor Strafe, und mit dem Versprechen unverbrüchlichen Schweigens ging man, für alles gestählt, zum Appell.

Als nun alles stramm da stand, fing der Unteroffizier mit triumphierender Stimme an: „Wessen Rock nicht in Ordnung ist, vorretreten!“ Keiner rührte sich. „Sooo!“ dehnte der Geistreiche, „da will ich der Sicherheit halber selbst mal nachsehen.“ und damit schritt er hinter die Front. Aber wie vom Donner gerührt, stand er da, als er sah, wie der ganzen Abtheilung die Rockzipfel fehlten.

„Na, gute Sankt Barbara! Was ist denn das für eine schwanzlose Gesellschaft? Was fällt denn den Kerls ein, so herumzulaufen! Sie, Grunzer, wie kommen Sie dazu, wo ist ihr Rockzipfel?“ schnaubte Kirschrot vor Zorn der Geistreiche. „Herr Unteroffizier, als ich diesen Morgen den Rock anzog, war der Zipfel weg.“ „Da soll doch gleich eine Granate reinfahren, das haben wahrseins Geister getan, was?“ „Zu Befehl, Herr Unteroffizier! Gestern Abend, als ich gerade am Einschlafen war, schien es mir, als ob eine Gestalt durch's Zimmer huschte und wieder lautlos die Türe hinauswich. Da dieselbe aber dem Herrn Unteroffizier so ähnlich war, dachte ich, Sie wollten das Zimmer revidieren.“ Total verblüfft stand Kroll da. Was war denn da mit ihm vorgegangen? Hatte er nicht Grunzer verfolgt, oder war es Wahn?

Sollte er wirklich so betrunken gewesen sein? Er sah sich vor ein unheimlich fatales Dilemma gestellt, da die Aussagen dem Andern alle mit der ersten übereinstimmten.

Unter diesen Umständen konnte er die Sache nicht weiter gehen lassen, und so mußte er denn die ganze Geschichte noch vertuschen, die ihm als ein böser Streich des Bierhumpens, oder des verdammten Grunzers erschien, dem er nicht auf die Spur kommen konnte.

Doch den anderen Beteiligten blieb dies ein erheiterndes Erlebnis, das der freundliche Grunzer noch oft beim Bier feiern ließ.

Der hohle Zahn.

von Kamerad Dr. med. Franz Michel F.

Der Doktor Duod war im Begriff grad fortzufahren — s'hot pressiert — do kummt en Bauer ohne Schliiff in's Zimmer rein, ganz ungenirt.

„Ach Gott, Herr Doktor,“ secht'r glei un nimmt sein Maulkorb ab, „ich wollt die G'schicht, sie wär vorbei, die Schmerze bringe mich in's Grab.“

„Aha! Du hoscht'n hohle Zahn“, — so secht'r Dokter zu em druff —

„Do seht dich her, mer geh'n glei dra:“ — Er mecht sein Foltterfasche uff.

Do sieht mer Bohrer, Säge, Range, un Pumpe for de Darm un Mage, viel Scheere, Messer, forz un lange, un allerhand noch ann're Sache.

„Do seht dich her glei uff's Schaffot, die richtig Zang wer ich ball finde; jekt gehts zum Heewe oder Tod, ich glaab du büschst heut all dein Sünde!“

Dort wo jekt bacht der Bollerbach, des is grad vis-a-vis vum „Löwe“, do freischt'r Bauer Weh un Ach, am Stuhl thut er sich krampfhast heewe.

Er zeigt sein dicke Bache her, sperrt uff sein Maul sperrangelweit; der Duod denkt: „wenn er daus schun wär!“ un secht: „Do is die heegschte Zeit!“

Schwupp fährt'r mit der große Zang dem arne Detsel schnell in's Maul, — dem Dpjerlamm werd's angstich un bang — Do fliegt en Zahn wie vum'e Gaul



Uff een Ruck aus der Kaffel raus; er fliegt durchs Zimmer grad nach vorn un schlägt e Scheib vum Fenscher daus. Der Dokter flucht vor lauter Zorn.

Un glei im fette Ageblick
ihut's in der Schtubb en starke Knall;
Der Stuhl zerbricht in lauter Stüd
vun jell'em Mann sein schwere Fall.

Nach Klinge hört mer zwischenein,
un fleppere am Bodde rum:
en Tisch mit Gläser, Stücker neun,
hot er beim falle g'hoße um.

„Do hört sich doch die Weltg'schicht uff!“
Wie Käs so weiß — der Dokter spricht.
Er scherzt sich uff sein Dyser nuff
un hot'n an der Gorchel-tricht.

„Kaus, Pumpegascht, nor nix wie raus,
sunscht explodiert mei ganz'i Bud;
kumm nor nit widder in mein Haus;
da hoischt dein Stoc un aach dein Hut.“

„Herr Dokter, ich kann nix d'erfor,
mir hor's geblickt vor beide Nage,
un brumme thut mer's noch im Ohr,
un werge thut mer's arg im Mage.“

„In dem Fall pest mer, nähr'cher Schote,
im „Löwe“ zwee- drei Bertel Wein,
vun Weiler drowwe echte, rote, —
sag' norr: Der Dokter schickt dich rein.“

Als grob werd oft der Duod verklagt,
doch allemol, sowie mer hört,
is aach sein gröschter Horn verraacht,
hot er nor recht sein Kropf geleert.

Am fette Tag, s'war owends spät,
do kummt der Dokter in de „Löwe“.
Er greißt glei himmer's Bierbüffet:
„Kathrinche! Kannscht' m'r en Schoppe getuwe.“

Dann fest'r hin sich an de Tisch,
wo vun der Schtadt der Spies als hoct,
bollidifiziert werd mit Gefrisch,
gezentrunt hin und her gebloct.

Vun Bonepart Naboston
hält eener grad e grozi Redd;
un „siehe da“ es kummt mit Hohn
die „schtreitbar Vattin“ uf's Tapet.

Doch, halt' emol, vun felle Sache,
„intim“ so heest m'r's glaaw' ich als,
genug dervun; mit Wit un Lache
schafft mer sich Feind nor an de Hals.

Un aach der Dokter mecht sein Sprüch,
is inw'r d'Baure losgezoge,
un ligt derzu ganz ferchterlich;
ja wanns nit woher is, war's verloge.

Er hot geredd e lang's Gebabbel
vun jeller Fahrt nach Reibestan,
— ihr kennt se jo — un vun Gezabbl
bis haus war heut en hohler Zahn.

Gefuchelt hot'r mit de Händ,
un hot die G'schicht vorexpliziert,
wie jeller Schtoffel saperment
aach noch die Schtubb verruiniert.

Sein Kooches färbt'm rot die Stern;
do kummt der Nachtsrat Schreier rein,
secht: „Feierowend meine Herrn,
loßt jekt die Sprüch un's Saufe sein“.

„Keen bissel Ruh! Rascht ich, so roscht ich!
hot glaaw ich wo der Scheffel g'sagt.
Kathrinche! Kumm, sag schnell, was kofcht ich?
sunscht schreibt uns uff der Nat der Nacht.“

Der Nachtsrat geht, der Dokter secht's,
s'Kathrinche heimst die Gelder ein:
„Gen Mark un 75 mechts,
zehn Schoppe un drei Bertel Wein“.

„Geh, mach keen Schtuff un schwätz keen Blech;“
fällt do der Dokter weitig drein.

„Zehn Schoppe is mein ganz'i Zech,
wie kummscht dann uf drei Bertel Wein?“

„Es werd un sechs gewese sein“ —
secht selli schmunzelnd un hot g'lacht —
„Do kummt en fremder Gascht crein,
verschwolte war er un hot g'sagt:“

„Hoch leb'm Dokter Duod sein Kunscht,
der is doch meiner Treu en Schote;
die Zahn, die ziecht'r umesunscht,
un zahlt aach noch drei Bertel Kote“.

„E Dunderwetter soll neinschlage!
Des war der Kerl mit'm hohle Zahn.
Wie heest'r dann? Kannscht mer's nit sage!
So'n Pumpegascht! Wie heest'r dann?“

F. M. F. 19 3. 08.

Schnelle Wahl.

Lehrerin: „Vor Allem, Kinder, laßt Euch nie
zu etwas Bösem verführen! Wenn Euch also Jemand
einladet, statt in die Schule mit ihm in die Konditorei
zu gehen, Ella, was würdest Du da wählen?
Ella (schnell entschlossen): „Apfeltuchen mit
Schlagfahne!“ —

Aus der Kaserne.

Unteroffizier (zu einem neu eingetretenen Ein-
jährigen): „Was sind Sie denn in Ihrem Zivil-
verhältnis?“ — Einjähriger: „Doktor der Philoso-
phie!“ — Unteroffizier: „Unsinn, so 'ne Krankheit
gibt's ja gar nicht!“ —

Im Zweifel.

Gefängnisdirektor: „Sie werden also morgen
entlassen. Hoffentlich sehe ich Sie nur als gebesserten
Menschen wieder!“ — Sträfling: „Ja, wird man
denn deswegen auch eingesperrt?“ —

Mißverständnis.

Reisender, müde von langer Eisenbahnfahrt, ver-
sucht im Wagenabteil zu schlafen. — Kellner, auf
dem Bahnsteig hin- und herlaufend, ruft „heiße
Würstchen! heiße Würstchen!“ Reisender, wütend
das Fenster herunterreichend, ruft: „Sind Sie endlich
stille, es ist mir ganz Wurst, wie Sie heißen!“ —

Verwechslung.

„Was hat Dein Vater zu Deinem schlechten
Zeugnis gesagt?“ — Den Kopf hat er geschüttelt.
„Sonst nichts.“ — „Ja, aber meinen.“ —

Militär-oberpfarrer Franz Anton Keck †.

Den Teilnehmern an dem so schön verlaufenen Landesverbandstag des Jahres 1906, der die Delegierten nach dem altertümlichen Städtchen Endingen am weinumrankten Kaiserstuhl führte, wird eine imposante Gestalt im schwarzen Priestertalar, die Brust mit zahlreichen Orden und Kriegsdenkmünzen geschmückt, noch in bester Erinnerung sein. Es war dies der damalige Militär-oberpfarrer des 8. Armeekorps in Koblenz Franz Anton Keck, ein Sohn der Stadt Endingen.

Keck war am 29. Juni 1838 geboren und von seinen Eltern schon frühzeitig für den Beruf eines Geistlichen bestimmt worden. Nachdem die Volksschule in Endingen den Grund seines Wissens gelegt, besuchte er das Gymnasium zu Freiburg und studierte dann in Löwen in Belgien Theologie. In Mecheln (Belgien) zum Priester geweiht, schiffte er sich bald darauf nach Amerika ein und wirkte als Hilfspriester in Rochester und später als Pfarrer an der St. Vinzenz-Kirche in Buffalo. Auf einer Reise nach Europa erhielt er in Neapel von der Kriegserklärung Frankreichs an Deutschland Kunde und rasch entschlossen eilte er auf den Kriegsschauplatz und stellte sich seinem Vaterland als Feldgeistlicher zur Verfügung. Er machte als solcher den ganzen Feldzug mit und zeichnete sich durch seine Unererschrockenheit und aufopfernde Tätigkeit aus, wenn es galt, auf dem Schlachtfeld die Verwundeten und Sterbenden aufzusuchen und ihnen neben körperlicher Erfrischung die Stärkung der Seele zu bringen. Bei den Vorkämpfen um Belfort geriet er sogar, als er einem Sterbenden die Tröstung der hl. Religion spendete, in Gefangenschaft und wurde als angeblicher Spion zum Tode verurteilt. Vergebens betrie er sich darauf, daß er Priester sei. Seine französischen Amtsbrüder sprachen ihm die Zugehörigkeit zum Priesterstand ab, wohl seiner äußeren



Erscheinung wegen, denn Keck trug einen starken Vollbart. Die Vollstreckung des Todesurteils wurde durch besonderen Zufall hinausgeschoben und Keck wurde zusammen mit angeblich Mitschuldigen durch anrückende deutsche Truppen befreit. Durch seine opferwillige Hingabe als Feldpater bestens empfohlen und auf besonderen Wunsch des Armeebischofs trat er nach dem Friedensschluß völlig in die Militärseelsorge über. Er wirkte der Reihe nach als Divisionspfarrer in Konstanz, Driedenhofen, Düsseldorf, Saarbrücken und zuletzt als Oberpfarrer in Koblenz. Keck war ein echter

Soldatenpfarrer, sowohl in seiner ganzen Erscheinung wie in seinem Wesen, der mit seinen Soldaten wohl herzlich, aber auch echt deutsch reden konnte. In Saarbrücken zeichnete er sich besonders aus, als dort unter den Truppen die Cholera herrschte. Ununterbrochen fast weilte er im Lazarett und eilte von Lager zu Lager, die Kranken aufzurichten und ihnen Mut zuzusprechen. Die kaiserliche Ehrenstola war die äußere Anerkennung seiner vielen Verdienste im Krieg und Frieden; ferner wurde er mit dem Eisernen Kreuz, dem Kronorden 3. Klasse und dem Roten Adlerorden 2. Klasse dekoriert und unser damaliger Landesherzog, Großherzog Friedrich I., zeichnete ihn durch Verleihung des Jähr. Löwenordens 1. Klasse mit Schwertern aus. Keck nennt die Orden in der Schilderung seiner Kriegserlebnisse: „Lauter schmerzstillende und heilende Pflaster auf die während der Kriegsgefangenschaft erhaltenen Wüste, Beulen und Schrammen.“ Am 1. Januar 1907 trat Keck in den wohlverdienten Ruhestand und in treuer Anhänglichkeit an seine badische Heimat wollte er seine Tage in Endingen beschließen. 3 Tage vor seinem Tode, der am 21. April 1907 erfolgte, wurde er noch von Papst Pius X. zum päpstlichen Ehrenkammerer ernannt. Er ruhe in Frieden!

Kamerad Leichmann.

Er machte als solcher den ganzen Feldzug mit und zeichnete sich durch seine Unererschrockenheit und aufopfernde Tätigkeit aus, wenn es galt, auf dem Schlachtfeld die Verwundeten und Sterbenden aufzusuchen und ihnen neben körperlicher Erfrischung die Stärkung der Seele zu bringen. Bei den Vorkämpfen um Belfort geriet er sogar, als er einem Sterbenden die Tröstung der hl. Religion spendete, in Gefangenschaft und wurde als angeblicher Spion zum Tode verurteilt. Vergebens betrie er sich darauf, daß er Priester sei. Seine französischen Amtsbrüder sprachen ihm die Zugehörigkeit zum Priesterstand ab, wohl seiner äußeren

Der Aufklärungsbericht.

Mandver-Humoreske von Leo von Torn.

Das höchste Glück der Erde liegt auf dem Rücken der Pferde. So ungefähr lautet wohl ein alter Reiterpruch. Wer aber nach einer langen und anstrengenden Mandverübung noch vier Stunden dieses Glück genossen, bei dem stellen sich seltsame Vorstellungen und Halluzinationen ein.

Zunächst hat man das Gefühl, auf Boulettenfleisch zu sitzen. Es fehlen nur die nötigen Zutaten an Pfeffer und Salz, an Kapern und Eigelb — und das boeuf à la tartare ist fertig. Im linken Knie spürt man heftiges Sodbrennen, im rechten asthmatische Beschwerden. Das Gehirn ist am Rückenmark entlang gerutscht und hat sich in der unteren Kreuzgegend häuslich eingerichtet. Das Denken ist infolgedessen sehr beengt und verdreht. Man sieht im Geiste seine Vorgesetzten der Anciennität nach an den Beinen aufgehängt und dem Spiel der Winde preisgegeben — und derjenige, welcher den Ritt angeregt, bezw. befohlen, wird außerdem noch von drei ausgewachsenen Menschenaffen mit Pferdestriegeln friiert.

Leutnant v. Karsten war ein gutmütiger Mensch, aber in seiner augenblicklichen Seelenverfassung bereiteten ihm diese Vorstellungen ein satanisches Vergnügen. Dabei muß er sich sagen, daß die zwölf Wanen, welche hinter ihm wie schlecht befestigte Wäschekammern auf ihren Säulen hingen, auch für ihn nicht gerade zärtliche Wünsche hegten. Was der Kompaß einem Schiffer auf hoher See, das ist die Generalsstabskarte einem Truppenführer in unbekanntem Gelände. Und dieses unentbehrliche

Orientierungsmittel hatte Leutnant v. Karsten unterwegs verloren. Es blieb nur die Hoffnung auf kundige Eingeborne. Leider erfüllte sie sich nicht.

Die gesegneten Fluren des Kreises Bomst waren so menschenarm, als hätte erst kürzlich der dreißig-jährige Krieg oder die Cholera hier gewüthet. Ein Hirt, der auf einem Stoppelfelde eine Legion Gänse hütete, erwiderte sich als taubstumm. Ein kleiner, barfüßiger Junge antwortete auch nur mit einer unverständlichen Pantomime, indem er den Zeigefinger bis an's Hest in die Nase bohrte. Eine Frau, die augenscheinlich Kartoffeln mauste, kniff im Anblick der Uniformen aus, als wenn der Satan ihr auf den Fersen wäre. Nachdem man sie eingefangen, sank sie in die Knie und äußerte sich sehr eingehend — aber polnisch. Da auch die wenigen Wegweiser nur dieses schwierige Idiom sprachen, entschloß sich der Leutnant, der Andeutung des kleinen Jungen zu folgen und egal weg

der Nase nach zu reiten. Entweder traf er auf das ver-r-r-r Neuhof, wo er mit seinem Aufklärungs- und Patrouillenbericht zum Regimentstabe stoßen sollte, oder er traf es nicht, und dann würde er bis Hindostan oder Iran sicher eine andere menschliche Ansiedlung finden.

Eben hatte er sich zu dieser verzweifelten Alternative durchgerungen, als der Wald zur Rechten wie durch Zauber in einen eingefriedeten Park überging — und aus dem Park wurden Stimmen hörbar. Helle, übermütige, lachende Stimmen. Wie elektrifiziert richtete Herr v. Karsten sich im Sattel auf. Auch sein Brauner spitzte die Ohren — um im nächsten Augenblick aufzubockeln. In der Tat hatte sich etwas sehr Ueberraschendes und Plötzliches vollzogen. Eine halbwüchsig kleine Dame war über Baum und Graben gesprungen und knapp vor dem erschrockenen Braunen gelandet.



„Guten Tag Herr Leutnant! —

und wies in die Ferne. „Sehen Sie, dort hinten, wo der Park zu Ende ist, biegen Sie rechts ab. Dann sind Sie in zehn Minuten beim Herrenhaus Neuhof. Hier hätten Sie es ja viel näher, leider aber hat der Park nach der Landstraße zu keine Tür —“

„Das macht nichts, meine Gnädige. Für einen Menschen, der schon mit der Hoffnung abgeschlossen hat, überhaupt irgendwo anzukommen, sind zehn Minuten kein Weg. Pardon — Sie sind in Neuhof zu Hause?“

„Aber sehr! Ich bin heute sogar eine Hauptperson gewissermaßen, da ich meinen Geburtstag feiere —“

„Alle Wetter! Gratuliere von ganzem Herzen.“

„Dank, Herr Leutnant — und besonders auch dafür, daß Sie gekommen sind. Wir waren alle schon ganz benaut, daß aus der erhofften Einquartierung nichts geworden ist.“

„Guten Tag, Herr Leutnant! Grüß' Gott! Es ist schön, daß Sie endlich da sind —“

Der Offizier zwang seinen Gaul zur Ruhe und griff nach dem Händchen, das sich ihm begeistert entgegenreckte.

„Habe die Ehre, mein gnädiges Fräulein. Tausend Dank für die Ovation. Wollen Sie mir aber gütigst zunächst verraten, wo wir „endlich da sind?“

„Na — in Neuhof natürlich!“

„In Neuhof! Alle guten Götter seien gepriesen. Das heißt — verzeihen Sie einem Menschen, der durch lange Weltabgechiedenheit und mancherlei Schicksalsschläge etwas mißtrauisch geworden ist —: Haben wir hier wirklich Neuhof?“

„Aber gewiß!“ rief die kleine strahlend. Sie warf die dicken braunen Böpfe über die Schultern

„Sehen Sie, dort hinten, wo der Park zu Ende ist, biegen Sie rechts ab. Dann sind Sie in zehn Minuten beim Herrenhaus Neuhof. Hier hätten Sie es ja viel näher, leider aber hat der Park nach der Landstraße zu keine Tür —“

„Das macht nichts, meine Gnädige. Für einen Menschen, der schon mit der Hoffnung abgeschlossen hat, überhaupt irgendwo anzukommen, sind zehn Minuten kein Weg. Pardon — Sie sind in Neuhof zu Hause?“

„Aber sehr! Ich bin heute sogar eine Hauptperson gewissermaßen, da ich meinen Geburtstag feiere —“

„Alle Wetter! Gratuliere von ganzem Herzen.“

„Dank, Herr Leutnant — und besonders auch dafür, daß Sie gekommen sind. Wir waren alle schon ganz benaut, daß aus der erhofften Einquartierung nichts geworden ist.“

Der Offizier stuzte.
„Erlauben Sie gütigst, Sie müssen doch das ganze Haus voll haben! Der Regimentsstab und alle Offiziere einer Eskadron!“

„Nicht eine Rage.“

Leutnant v. Karsten schüttelte verständnislos den Kopf. Wenn alles richtig und programmäßig war, dann mußten die Kameraden schon seit mindestens drei Stunden hier vor Anker liegen. Sollten die höheren Götter inzwischen anders beschloffen haben? Aber das war doch nicht möglich. Und wenn es möglich war — er selbst konnte nichts anderes tun, als sich an seine Order halten.

„Beantworten Sie mir gütigst noch eine Frage, gnädiges Fräulein.“

„Gern, Herr Leutnant.“

„Ist das hier wahr und wahrhaftig Neuhof?“

„Na, wissen Sie —“

„Seien Sie nicht böse — ich muß sicher gehen, sonst bin ich erschossen.“

„Hier ist so gewiß Neuhof, wie ich Sesse Bardenstein bin. Jüngste Tochter des Landmarschalls Grafen Bardenstein-Neuhof, Netto fünfzehn Jahre alt, evangelisch, zweimal mit Erfolg geimpft. So — nun wissen Sie's genau. Und wenn Sie jetzt noch Umstände machen —“

„Nein, nein,“ lachte der Offizier. „Ich gebe mich zufrieden. Also auf Wiedersehen!“

Im Abreiten hörte er die Stimme der kleinen Komtesse durch den Park gellen:

„Kinder! Kinder! Ich habe einen erwischt! Einen Leutnant! Einen einzigen nur, aber es ist ein süßer Kerl!“

* * *

„Fräulein v. Wegner — Fräulein v. Wittersbach — Komtesse Holtzhausen — Fräulein Groth — Fräulein v. Bassow — Fräulein Gerber — Fräulein v. Hofakowsky — Fräulein Erna Meber — meine Nichte Baroneß v. Kammler — meine Töchter Margot, Hilde und — ja, wo ist denn die Sesse —?“

Margot Bardenstein, die älteste Tochter und somit Repräsentantin des Hauses, berichtete:

„Jofesa hat dem Friedrich aufgegeben, sich beritten zu machen. Sie schreibt einen Brief, den er sofort befördern soll.“

„Dann hat die Hummel wieder was im Spiel. Jedenfalls sollte sie doch erst mal unseren Gast begrüßen.“

„Ich habe schon die Ehre gehabt, Herr Graf.“

„So — Sie kennen den Rader. Dann werden Sie meine Besorgnis begreifen und mich für einen Moment entschuldigen. Ich muß schleunigst feststellen, was sie ausgeheckt, ehe es zu spät ist.“

In biblischen Zeiten ist es durch ein Wunder gelungen, fünf Brote unter fünftausend Menschen zu verteilen. Aber einen Leutnant unter zwölf junge Mädchen? — Das geht nicht. Das gibt einen Bruch. Die Zeiten der Wunder sind vorüber. Wenn der Graf sich drückte, so geschah das nicht nur wegen der Befürchtung, daß seine Jüngste wieder einen ihrer beliebten Streiche arrangierte, sondern auch, um zu überlegen, wie er in aller Eile als Sulkurs für den einzigen Leutnant noch eine Herrengesellschaft heranschaffen könnte. Alle Vorbereitungen für die erhoffte größere Einquartierung waren ohnehin getroffen. Da sie nicht kam, mußten eventuell die jüngeren Stoppelhopper der Umgebung aushelfen.

* * *

Obwohl jetzt keine Zweifel mehr obwalteten, daß er sich „wahr und wahrhaftig“ auf Neuhof befand, konnte Leutnant v. Karsten einige Besorgnis nicht unterdrücken. Die Situation war ihm unerklärlich. Er zerbrach sich den Kopf darüber — und das machte ihn zerstreut.

Erst als das Geburtskind anschwirrte, hob sich die Stimmung.

„Da bin ich, Kinder! Herr Leutnant — noch einmal offiziell meinen Gruß. Glauben Sie nun, daß Sie auf Neuhof sind?“

„Das schon — aber — ich habe so das unheimliche Empfinden . . .“

„Kunststück! Wir sind unserer dreizehn Mädels. Da sollen Sie wohl unheimliche Empfindungen haben. Aber sorgen Sie sich nicht, Herr Leutnant. Niece Wegner, Jose Wittersbach, Else Bassow und meine Cousine sind schon verlobt. Die scheiden also aus —“

„Sesse —!“

„Kinder, seid still! Heute rede ich. Ich habe Geburtstag. — Was nun die anderen betrifft: Meine Schwestern sind bereits bei Jose vorgestellt und haben — wenn ich mich nicht sehr irre — auch schon was auf dem Kieker —“

„Sesse —!“

„Ist doch wahr. Zählen Sie nun die Häupter dieser Lieben, dann bleiben nur noch sieben. Davon scheiden weiter aus: Roswitha Holtzhausen, die erst heute wieder geschworen hat, nicht zu heiraten. Anna und Erna Meber dito. Die Unglücklichen haben nämlich so viel Geld, daß sie daran verzweifeln, jemals um ihrer selbst willen geliebt zu werden —“

„Sesse —!“

„Hast du selbst gesagt, Erna! Ruth Gerber und Brona v. Hofakowsky haben um ein Pfund Schokolade gewettet, wer von ihnen früher verlobt ist —“

„Sesse, wenn du jetzt nicht schweigst, dann rufe ich den Papa,“ erklärte Komtesse Margot als Sprecherin der erzürnten und verlegenen Schar.

„Da kannst du lange rufen. Papa ist weggeritten, um eine geschickte Idee seiner jüngsten Tochter persönlich auszuführen. Inzwischen bitte ich um Ihren Arm, Herr Leutnant. Wir wollen Tennis spielen. Avanti, meine Herrschaften!“

Wenn Leutnant v. Karsten das unheimliche Empfinden hätte los werden können, dann hätte er sich in der munteren Gesellschaft göttlich unterhalten. So aber atmete er erst aus tiefer Seele auf. Eine große und anscheinend sehr muntere Kavalkade ritt unter Führung des Grafen heran. Wenige Minuten später sah sich der junge Offizier seinem jovial schmunzelnden Obersten gegenüber.

„Leutnant v. Karsten und zwölf Mann vom Aufklärungsdienst in Neuhof eingetroffen.“

„Danke sehr, Herr Leutnant. Es wäre allerdings richtiger gewesen, Sie hätten sich fünf Kilometer weiter nach Dorf Neuhof bemüht. Da haben wir bis jetzt gefessen und die Hände um Sie gerungen — bis der Herr Graf die Güte hatte, uns diesen „Aufklärungsbericht“ zu bringen.“

Damit drückte er dem konsternierten einen Brief in die Hand, der folgenden Wortlaut hatte:

„Hochgeehrter Herr Oberst! Nachdem wir den ganzen Tag vergeblich auf Einquartierung gefahret, ist es mir gelungen, einen Leutnant abzufangen. Aus seinen Angaben reime ich mir zusammen, daß Sie und die anderen Herren in Dorf Neuhof

Quartier genommen haben — was sehr unrecht ist. Erstens sind Sie bei uns viel besser aufgehoben, zweitens habe ich Geburtstag und drittens sind wir hier unserer dreizehn junge Mädels. Davon sind die meisten überhaupt bloß wegen der erhofften Einquartierung gekommen. Also kommen Sie, bitte, alle hierher — widrigenfalls Sie Ihren Leutnant nicht zurückkriegen. Ihre ganz ergebene
Sesse Bardenstein.

Postskriptum: Papa will den Brief selbst besorgen — na, und der wird die Geschichte schon deckeln. Hurra.“

Die ältesten Stabsoffiziere konnten sich nicht entscheiden, je einen so fideles Manövertag erlebt zu haben.

Der Verwandlungskünstler.

Weihnachts-Humoreske von Leo v. Torn.

(Nachdruck verboten.)

„Sie sind ja schon wie — der da —!“

Auf dem ie des Wortes „wieder“ lag ein starker Akzent; dabei hob das junge Mädchen die Schultern und richtete die Augen zu dem regengrauen Weihnachtshimmel auf, als wenn sie von dort Hilfe ersuchen wollte gegen eine solche ausgekochte Unverschämtheit. Vielleicht auch wollte sie nur ein Erdröten verbergen, welches sie auf den Wangen brennen fühlte.

„Ja, wie der Zufall manchmal so spielt,“ erwiderte der lange Einjährige treuherzig.

„Sonderbare Zufälle, durch welche Sie mir beinahe täglich hier in den Weg geführt werden. Heute sogar zweimal!“

Jesco v. Witter schloß sich dem jungen Mädchen mit einer Selbstverständlichkeit an, die auf einige Übung schließen ließ.

„Heute ist auch Heiligabend, Fräulein Beate. Da kann ich wohl auf eine kleine Vergünstigung Anspruch erheben. Uebrigens sind Sie im Irrtum — ich bin nicht schon wieder da, sondern noch da.“

„Aber Mensch —!“

Gleich darauf genierte sie sich dieser burlesken Vertraulichkeit, und weil sie sich genierte, wurde sie zornig.

„Ja, wie kommen Sie denn dazu, sich hier eine Stunde hinzustellen und auf mich zu warten! Das ist doch unerhört! Sie werden immer dreister, Herr v. Witter, und werden mich schließlich dazu zwingen —“

„Nicht doch, nicht doch, Fräulein Beate. Nach dem heiligen Christfeste können Sie mir so grob werden, wie Sie wollen. Ich bin Soldat, und somit ist mir dieser Kummer geläufig. Bloß heute nicht. Heute erwarte ich etwas ganz anderes von Ihnen. Sehen Sie mal jene Tanne drüben. Stellen Sie sich vor, sie stände in einem großen Saal und wäre

mit vielen Lichtern besetzt. Die Lichter brennen — es riecht düftig nach Wachs und Harz — und über der flimmernden Pracht schwebt der Weihnachtengel mit der bekannten Botschaft von Friede und Wohlgefallen. Na schön. Stellen Sie sich weiter vor, ich hätte Ihnen unter dem Baum eine bedeutende Menge aufgebaut. In erster Reihe ein rotes, warmes Herz — von Pfefferkuchen natürlich!“

Dieser Zusatz war notwendig, da Fräulein Beate das Gesicht jäh abgewandt und ihre Schritte beschleunigt hatte. Als er sie wieder erreichte, hielt sie das Gesicht immer noch beiseite und zuckte die Achseln.

„Solch ein Unsinn! Als wenn es warme Pfefferkuchen gebe —!“

„Gibts das nicht?“ fragte er, maßlos erstaunt.

„Das ist aber merkwürdig. Ich hätte darauf geschworen, daß es auch warme Pfefferkuchen gebe. Also dann — dann stimmt es in einem Punkte nicht mit diesem Geschenk. Ich habe Ihnen aber noch viel mehr aufgebaut — so viel, daß Sie ordentlich gerührt und in peinlicher Verlegenheit sind, was Sie mir schenken sollen. Sie hatten nämlich mich ganz vergessen, Fräulein Beate. Damit Sie aber sehen, daß ich Ihnen das nicht übel nehme, will ich Sie aus aller Verlegenheit reifen. Schenken Sie mir zum Christfest das Vertrauen, mir endlich Ihren vollen Namen zu sagen —“

Das junge Mädchen machte eine ungeduldige Bewegung mit dem Kopf. Es schien, als wollte sie ihm das winzige Ding an den Kopf werfen oder wenigstens ihm den Mund damit schließen.

„Ich habe Ihnen schon wiederholt gesagt, daß ich das nicht will.“

„Und der Grund —?“

„Den behalte ich ebenfalls für mich.“

„Aber wir leben doch nicht in London, Fräulein Beate! Wo zwei Menschen hundert Jahre herumlaufen können, ohne sich zu treffen. Wenn ich auch keine gesellschaftlichen Verbindungen habe und dieses schöne Jahr meines Daseins auf Fort II — drüben, jenseits der Weichsel — verbringen muß — der Zufall könnte es doch fügen, daß ich —“

„Ich will nicht hoffen, Herr v. Witter,“ sagte das

junge Mädchen, „daß Sie einen jener Zufälle im Auge haben, wie er heute wieder gespielt hat. Das wäre indiskret und unritterlich. Sollte aber ein wirklicher Zufall dazu führen, daß Sie meinen Namen erfahren — so werden unsere Begegnungen eben von selbst aufhören.“

Für einen flüchtigen Moment huschte ein trüber Schatten über das hübsche blonde Gesicht des Einjährigen.

„Womit ich dann aus dem Regen in die Traufe käme.“

Gleich darauf aber fuhr er in seinem drollig trockenen Plauderton fort:



„Sie sind ja schon wie — der da —!“

„Ich muß also resignieren. Und damit Sie sehen, daß ich Ihnen auch diese bittere Enttäuschung nicht übelnehme, will ich Ihnen sagen, weshalb ich auf Sie gewartet habe —“

„Bitte nicht —“ hauchte das junge Mädchen hastig und erröthend.

„Ich möchte aber doch!“ erwiderte er eigensinnig; „denn — außer dem habe ich noch einen anderen Grund gehabt. Sie klagten vor einer Stunde, daß der Tenorist des Weihnachtsoratoriums, das heute Abend in Ihrem Hause aufgeführt werden soll, geschwollene Mandeln bekommen und dadurch den ganzen Zauber gefährdet hat. Ich habe mir die Sache durch den Kopf gehen lassen, Fräulein Beate —“

Sie hemmte ihren Schritt und blieb schließlich stehen.

„Singen Sie etwa —?“

„Allerdings.“

„Tenor —!“ fragte sie lebhaft.

„Allerdings — und wenn die Geschichte nicht gar zu lang ist . . .“

Das junge Mädchen glühte vor Eifer. Sie trat näher heran und schaute prüfend zu ihm auf.

„Herr v. Witter — machen Sie nicht auch einen Ihrer beliebten schlechten Scherze? Das würde ich in diesem Falle sehr unfreundlich aufnehmen. Die Partie liegt übrigens furchtbar hoch —“

„Das macht nichts.“

„Und schwer ist sie — so schwer, daß ich unseren Tenoristen im Verdacht habe, er hat die geschwollenen Mandeln vor Angst bekommen . . .“

„Das macht nichts. Wenn die Partie nicht allzu groß ist und ich die Noten alsbald haben könnte —“

„Die habe ich bei mir! Ich bin ja soeben von Pontius zu Herodes gelaufen — und kein Mensch traut sich, den „Joseph“ in den paar Stunden zu übernehmen. Nicht einmal Professor Hillmers! Und Sie wollten —“

Der Einjährige blätterte in den Noten, welche das junge Mädchen ihm zögernd hingereicht hatte. Sie verfolgte mit ängstlicher Spannung jede seiner Bewegungen und seinen Gesichtsausdruck.

„Und wer singt die Partie der „Maria“?“ fragte er.

„Ich.“

„Bon. Dann ist es also abgemacht. Ich übernehme den „Joseph“.“

Damit schob er die Noten in den Mantel.

„Herr v. Witter — das — — das ist sehr lieb von Ihnen, aber — — es geht doch eigentlich gar nicht! Wie soll ich denn das machen? Ich müßte zu Hause von Ihnen sprechen, von den vielen „Zufällen“ —“

„Für einen Zufall kann kein Mensch, Fräulein Beate. Davon dürfen Sie schon reden. Aber wenn Sie meinen —“

„Nein, nein! Ich bin ja so glücklich, daß in letzter Stunde noch eine Hoffnung winkt. Sie sind so zuversichtlich! — Ich werde Ihnen schreiben, Herr v. Witter. In zwei Stunden erhalten Sie Nachricht und wenn alles gut geht, gleichzeitig die Adresse.“

Ein triumphierendes Lächeln blühte in den Augen des Einjährigen auf. Da Fräulein Beate zu sehr von ihrem Gedanken in Anspruch genommen war, achtete sie darauf nicht. Sie verabschiedete sich eilig und bat ihn dringend, doch ja den Mantel tragen hochzuschlagen, damit er nicht auch geschwollene Mandeln bekomme.

Der Einjährige Jesco v. Witter spielte erst seit drei Monaten Festungsartillerist, hatte sich aber in dieser kurzen Zeit bereits mehr Unannehmlichkeiten zugezogen, wie andere während ihrer ganzen Dienstzeit — einschließlich aller Übungen.

Er war ein vorzüglicher Soldat — stramm im Dienst und ein Turner und Schwimmer, wie ihn das Regiment noch nicht gehabt hatte. Aber er hatte Wippchen im Kopf: ausgefallene Sachen, auf die sonst kein Mensch kam, und die ihn sehr oft in eine schwierige Lage brachten.

Hauptmann Rolfs — ein prächtiger Naturmensch, dessen urwüchsige Drahtik im ganzen Regiment berühmt war — mochte den Einjährigen sehr gern, aber er mußte ihn scharf auf Randare nehmen. Vor ein paar Tagen hatte der Einjährige einen abergläubischen Raschub, der auf der inneren Enceinte Posten stand, durch Bauchrederkünste derart wild gemacht, daß der Vermiste wie ein Wahnsinniger davonstürmte und in der Wachtstube einen Spud meldete. Für diesen Scherz hatte Jesco v. Witter achtundvierzig Stunden bekommen und keinen Weihnachtsurlaub. Deshalb war es eine große Dreistigkeit, daß der Einjährige für den heiligen Abend Stadturlaub nachsuchte.

Hauptmann Rolfs machte ihm denn auch in ausgiebigster Weise den Standpunkt klar.

„Ein Klittier von heißem Pech und Glascherben kriegen Sie! Verstanden?! Aber keinen Urlaub! Nicht eine Stunde — nicht eine halbe Stunde! Das wäre ja noch schöner! Ich muß jetzt in die Stadt — zum Weihnachtskonzert beim Herrn Kommandanten. Um acht Uhr bin ich wieder hier — zur Kompagniebesprechung. Sind Sie nicht zur Stelle oder machen Sie sonst ein Kaleka inzwischen, dann lasse ich Sie krummschließen und stecke Ihnen zwei brennende Räucherkerzen in die Nasenlöcher. Geliefert sind Sie überhaupt! Da können Sie Gift drauf nehmen. Wegtreten!“

Nachdem der Hauptmann, der es furchtbar eilig hatte, außer Sicht war, zog der Einjährige ein Briefchen aus der Tasche, in dessen kurzen Inhalt er sich wohl zum fünfzigsten Male vertiefte:

„Kommen Sie um sechs Uhr, aber in Zivil (Frack) und stellen Sie sich niemand vor. Neustädtischer Markt 1, Eingang von der Kirchstraße, zweite Tür.“

Neustädtischer Markt 1 war das Palais der Kommandantur. Fräulein Beate war also nicht mehr und nicht weniger als die Tochter des höchsten Vorgesetzten der Garnison, des Generals v. Niebleben. Wie der Hauptmann eben bestätigt, fand dort das Konzert statt . . . und er war selbst dabei.

Jesco v. Witter wurde einen Moment etwas schwül. Dann grübelte er angestrengt nach, schnalzte endlich vergnügt mit den Fingern — und eine Viertelstunde später befand sich sein Putzkamerad mit einem ziemlich umfangreichen Paket und einer geheimen Order auf dem Wege zur Stadt.

Der große Festsaal der Kommandantur war in ein Meer von Licht getaucht. Alle Offiziere der Garnison mit Frauen und Kindern hatten sich eingefunden. An der einen Schmalseite war ein Podium errichtet, im Halbkreis von brennenden Weihnachtsbäumen umgeben.

Als die Glocken draußen zu der alten und doch immer wieder die Herzen packenden Verkündigung

einsetzten, betraten der Chor und die Solisten die Bühne.

Hauptmann Rolfs schaute mit offenem Munde. Nachdem er sich von der ersten Verblüffung erholt, wandte er sich an seinen ältesten Oberleutnant, der neben ihm saß.

„Hören Sie mal, Hansemann — pfeifen Sie mir doch mal mit irgend einem spitzen Gegenstand ins dicke Fleisch — — ich weiß nämlich nicht, ob ich wach bin oder nachtwandle. Ist das nicht der Witter da oben — —?“

„Es scheint mir fast auch so, Herr Hauptmann,“ flüsterte der Oberleutnant zurück. „Aber das ist doch menschenunmöglich. Ueber die Brücke sind es anderthalb Stunden Wegs — wir sind hier knapp zurechtgekommen. Die Fährre geht nach vier Uhr nicht mehr. Also selbst wenn der Mensch die Frechheit gehabt haben sollte — — er könnte jetzt unmöglich in Frack und Klack da oben stehen.“

Hansemann — ich laß mich fressen — —“ Die Unterhaltung mußte abgebrochen werden. Die Musik setzte ein.

Es war ein mittelalterliches Tonstück, das mit dem Chorgesange „A solis ortus cardine“ begann und dessen Hauptteil dann ein

Zwiegefang zwischen Maria und Joseph bildete. Beate v. Riebleben war zuerst etwas unsicher, aber schon nach den ersten Takten hatte sie sich freigesungen — und ihr schöner Sopran klang wirklich wie eine Stimme vom Himmel.

Joseph, liebe Neve
min,
Wiege gotes kind-
delin,
Daß got müsse din
loner sin
In himelreich
Der meide kind
Maria.

Draußen läuteten immer noch die Glocken.

Mit ihrem gedämpften Klange vermählte sich nun eine so wunderbar weiche Männerstimme, daß alles atemlos lauschte. Viele, die entfernt saßen, erhoben sich. Joseph sang die schwierigen Florturen seines Paris mezza voce — als wenn sein bescheidenes Menschentum ihn zurückhielte und befangen machte gegenüber dem heiligen Mysterium der Gottesgeburt. Erst bei der Schlusstrophe entfaltete er die volle Stärke und Pracht seiner Mittel.

Nu freu dich christenliche schar,
Der himmelische kunig klar
Nann die menschheit offenbar,
Den uns gebar
Die reine meid Maria!

Die tiefe Ergriffenheit verhinderte zunächst jede laute Beifallsäußerung.

Hauptmann Rolfs zog mit der Kasse auf und flüsterte ehrhümiert seinem Nachbar zu:

„Hansemann — wenn das der Witter ist — — ich spinn ihn ein, den Himmelhund — natürlich! Aber dann muß er mir das im Kaschott noch einmal singen. — Jetzt nehm' ich mir eine Droschke und fahr zum Fort. Ich muß Gewißheit haben!“

* * *

„Wo ist der Einjährige v. Witter?“

„Hier, Herr Hauptmann,“ meldete sich der Angerufene, indem er hinter dem großen Kompagnie-Weihnachtsbaume hervortrat — noch den Schöpf-löffel in der Hand, da er bereits die zweite Bowle braute.

Hauptmann Rolfs starrte ihn an wie ein Gespenst.

Er schüttelte dann den Kopf und trat lauernd näher.

„Singen Sie mal ein Weihnachtslied, Ein-jähriger“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann. Befehlen der Herr Hauptmann

„Stille Nacht“
oder „O Tannen-
baum“ oder —“

„Ne, das alles nicht. Kennen Sie vielleicht das Dings — das — — von Joseph und Maria —?“

„Vielleicht meinen der Herr Hauptmann die Weihnachtsmette von Jakobus Palstrus?“

„Na schön.“

„Nu freu dich christenliche schar,
Der himmelische kunig klar
Nann die mensch-
heit offenbar —“

Es klang fast noch schöner wie in dem großen Saale. Den Soldaten stand das helle Wasser in den Augen.

Der Hauptmann schluckte heftig, als würgte ihn etwas im Halse. Dann winkte er den Einjährigen hinaus. Ehe er aber noch ein Wort herausgebracht, kam eine Ordnung aus der Stadt, die den Herrn Hauptmann Rolfs und den Einjährigen v. Witter auf die Kommandantur besahl.

Auch unterwegs konnte der Hauptmann nicht viel sagen, denn er fand eben keine Worte dafür, daß ein Mensch so unvergleichlich schön singen konnte, nachdem er — z w e i m a l d u r c h d i e e i j i g e W e i c h s e l g e s c h w o m m e n w a r.

Beate v. Riebleben hatte ihrem Vater nachträglich gestanden, wie sie zu dem phänomenalen Tenor gekommen war. Sie hatte das gestehen müssen, da der alte Herr erfahren, daß sich seine Tochter von



„Hören Sie mal, Hansemann —“

dem Fremden mit einem Kusse verabschiedet hatte . . . In der Abficht, für den Bräutigam seiner Tochter ein gutes Wort einzulegen, fragte der General nach Tisch den Hauptmann:

„Was gedenken Sie mit dem unglaublichen Menschen zu tun?“

„Ich gedenke ihn zu beneiden, Herr General,“ erwiderte der Hauptmann ehrlich.

Sein Traum.

Von E. Hofmann.

(Nachdruck verboten.)

Er hat Zeit und Ruhe zu träumen, der Schorschl, wie keiner sonst; sein Weg führt ihn alle Tage stundenlang durch den stillen Berg und Wald nach dem hochgelegenen Dorf, das noch von der Eisenbahn verschont blieb. Schorschl ist Postbeamter, in seinem gelben Einpänner bringt er den Dörflern ihre Kisten, Körbe, Zeitungen und Briefe ins Haus.

Und deshalb hat er so viel Zeit zum Sinnieren, der Schorschl. König möchte er werden, der Schorschl, nichts Geringeres! Erstens mal um seiner jungen Frau willen und zweitens um seiner selbst willen. Er König und sie Königin! Sie möchte es auch so gern, schon um der Eitelkeit halber!

Bis zu den regierenden Staatshauptern und deren Ehren dringt sein Wunsch allerdings nicht. Aber Schützenkönig, das möchte er halt werden! Es ist sein heißester Wunsch geworden. Und je mehr er sich das Glück ausmalt, bei der diesjährigen Kirchweih als König durch das Dorf zu ziehen, um so gieriger wird er nach dieser Ehre. Schon das vorige Mal hatte er gehofft; der Wein für die Bewirtung der Schützenbrüder, die er als ihr König traktieren mußte, hatte schon im Keller gelegen. Doch nichts war's gewesen! Jetzt lagert wieder ein Fäßchen im Keller. Diesmal muß er aber unbedingt König werden!

Je näher die Kirmes kam, um so lebendiger ging's im Dorfe zu. Was nicht niet- und nagelfest war, wurde in den Bach getragen und gereinigt. Kein Haus, dem die Bewohner nicht ein blühblankes Aussehen zu geben versuchten.

Beim Schorschl blinkt alles in Sauberkeit, das Fäßel Wein liegt im Keller, in der Speisekammer stehen die duftenden Kuchen, hängen der Schinken und andere Leckerbissen für die künftigen Schützenbrüder. Aber — was nur dem Heini fehlt, seinem Jungen! Gestern noch ist der kleine Kerl so vergnügt herumgesprungen, hat der Mutter beim Ruckendackel geholfen, sein Zauchzen hat durch das ganze kleine Häusel geschallt! Und jetzt hängt er das Köpfschen, ist nichts, hat glühheiße Händchen.

Nun, übermorgen ist sein Vaterle König! Bis dahin ist der Heini wieder gesund, hat sich sicher den Magen verdorben! Wie das die Kinder so machen! Sind schnell fiebrig, aber auch ebenso schnell gesund!

Der Schorschl beruhigt sich. Als er aber den wichtigen, lange ersehnten Weg ins Schießhaus antritt, zuerst im Zug marschierend, da liegt's ihm wie ein Alp auf der Brust. Sein Heini, sein Junge! Die Liberte denkt nicht daran, Kirmes zu feiern! Keinen Bissen vom Kuchen rührt sie an. Nicht festlich gekleidet hat sie sich. Im blauen Alltagsgewand steht sie am Bett ihres kranken Kindes.

„Schorschl! Ich bitt' Dich, bleib da!“ hat sie ihn gebeten. „Was hilfe's Dir, wenn Du König bist, und — da — unser Jüngle . . .“

Sie ist in Tränen ausgebrochen. Was auf er tun sollen? Auf alles verzichten? Auf die Gelegenheit, die nur einmal im Jahr ist, König zu werden, verzichten und daheim bleiben bei seinem kranken Jungen?

„Es wird nicht so schlimm sein!“ hatte er gesagt und war gegangen. König will er werden! Ist er's erst, dann geht er nicht mehr fort von seinem Jungen, bis er gesund ist.



Im blauen Alltagsgewand steht sie am Bett ihres kranken Kindes.

Oder war's eine Sünd', daß er neulich gesagt hat: Nichts soll ihm der liebe Herrgott weiter geben, er soll ihn nur den Meisterschuß tun lassen? Vielleicht — vielleicht laßt er ihn König werden, und daheim stirbt ihm derweilen sein Kind? Was hätte dann die erreichte Königswürde noch einen Wert für ihn?

Er zittert, aus Sorge um seinen Jungen, aus Erwartung, weil noch keiner den Meisterschuß getan hat. Noch zwei, dann ist die Reihe an ihm. Aber sein Junge! Und sein junges Weib, die Liberte, so ganz allein! Was denkt sie wohl von ihrem Mann? Seine Leidenschaft, sein Ehrgeiz sind weit größer als die Liebe zu seinem Kind! So muß sie denken. Und das Vertrauen, das das Weib in den Mann setzen muß von der Stunde an, wo sie einander das Jawort gegeben haben, dieses Vertrauen wird wankend bei ihr werden.

Und wenn er jetzt König wird, und er kommt im feierlichen Zuge mit Musik auf sein Häusel zu, rechts von ihm der Herr Drisschulz, links an seiner Seite der Herr Amtsvorsteher — o — diese Ehren! — ja, und in seinem Häusel bleibt's still, niemand guckt zum Fenster heraus, weil die Musik seiner Liberte weh tut, weil sein Junge da liegt . . .

„Schorschl!“ ruft's neben ihm. „Nichts da! Ich muß heim! Mein Jung' is krank! Laßt's mich durch!“

So nahe dem Meisterschuß, so nahe an der Verwirklichung seines Traumes! Er denkt nicht dran.

Und unterwegs betet er: „Sieber Gott, geh' nicht so hart mit mir ins Gericht. Nimm mir mein Züngle nicht, straf' mich nicht so hart!“

Droben im letzten Häuschen wohnt er, es hebt sich scharf vom blauen Himmel ab. Schorschl sieht an seiner Haustür. Still ist's drinnen; sonst hörte man das Geplauder des Jungen, heute nichts.

Zu der Küche lehnte Liberté am Herd.

„Bist König?“ ruft sie leise, es klingt wie bitterer Spott.

„Nein!“ sagt er ruhig.

„Also wieder nichts! Und dabei das Leben des Kindes aufs Spiel gesetzt . . .“

Sie murmelt es, Schorschl hat es gehört.

„Wie geht's Heini?“ fragt er und tritt in die Stube. Er ist auf Schlimmes gefaßt. Libertés unheimliches Wesen, die Totenstille im Haus . . .

Und während Schorschl am Bettchen seines ruhig atmenden Kindes kniet, saltet draußen in der Küche die junge Mutter die Hände. Ja, ihr Züngle, das ist gerettet, schläft der Genesung entgegen, aber — ihr Mann!

Weh, fürchtbar weh hat es ihrem Herzen getan, daß er fortging vom Krankenlager Heinis, nur um seiner lächerlichen Eitelkeit zu frönen. Mußte in dem Augenblick, wo er fort wollte, nicht alles versinken, was ihn nach dem Festplatz gelockt hatte? Wie hatte sie, am Bett ihres Kindes sitzend, gelauscht, ob er nicht wiederkäme. Aber Minute um Minute war vergangen, eine Viertelstunde rühte sich an die andere, Schorschl war nicht wiedergekehrt an das Krankenbettchen seines Einzigen. Was hatte sie da gelitten! Zu so was war ihr Mann fähig, den sie für den besten auf der Welt gehalten hatte!

Müde schlief sie in die Stube. „Liberté!“ rief ihr Mann, zu ihr tretend, „unser Buble haben wir wieder!“

Er streichelt über ihr Haar. „Weißt, jetzt muß ich 'naus vor die Tür! Vielleicht, daß einer von Schießplatz kommt und mir sagen kann, wer König ist!“

Sie starrt ihn an: „Ja, wußtest Du's denn nicht?“

„Bewahre!“ sagt er leise und freundlich, „der Meisterschuß war noch nicht getan! Als die Reihe an mir war, hielt mich die Angst nicht länger! Nocht von mir aus König werden, wer da will! Mich riß's zu Dir und zum kranken Buble!“

„Schorschl! Ach, Du guter, bester, liebster Mann!“

Die Liberté schreit es förmlich und umschlingt seinen Hals. Sie hat ja nicht nur ihren Jungen wieder, sie hat auch ihren Schorschl. Jetzt darf sie ihm weiter vertrauen, darf ihn lieben, denn er verdient's, er ist gut, ach, so treu und gut!

Sie lächelt stumm und selig zu ihm auf.

Der „Kreuzer U“.

Eine Hundegeschichte von Horst Bodemer.

[Nachdruck verboten.]

Keiner konnte ein so begeisterter Schwärmer für die Flotte sein, als der Infanterieleutnant Claus Olberg, denn der nannte sogar seine Hunde nach den Namen der deutschen Kreuzer. Bekanntlich werden die Schiffsbauten bis zur Taufe mit einem Buchstaben bezeichnet, bekamen sie später einen Namen,

so wurde von Olberg ein Hund danach benannt, bis dahin mußte er sich eben mit dem Buchstaben begnügen. Mitunter spielte der Zufall dem Offizier einen bösen Streich. So hieß ein Hund von ihm „Pertsa“, eine Hündin, „Siegfried“. Seine Kameraden neckten Olberg wegen dieses Spleens nicht wenig, aber das war ihm gleichgültig.

„Hervschaiten, ich armer Kerl irrete wenigstens für unsere Flotte ein,“ sagte er, „agitiert gefälligst auch!“

Eines Tages lag Claus Olberg nach den Anstrengungen des Dienstes auf dem Sofa, um ein wenig zu schlafen. Unterdessen hatte der Wachposten vor dem Kasernentor einen Kampf zu bestehen, aus dem er geschlagen hervorging. Einer Abteilung, die vom Scheibenstand kam, hatte sich ein riesiger Hund angeschlossen, der sich durchaus das Innere einer Kaserne einmal ansehen wollte. Sehr energisch war ihm der Eintritt verboten worden, aber das Tier hatte „gemurrt“. Da ließ der Posten das gelbbraune Ungeheuer unter dem Gelächter seiner Kameraden passieren.

Der Fleischhund fand fünf Gefährten auf dem großen Kasernenplatz. Er sah sie ziemlich von oben herab an, blinzelte ein wenig mit den Augen und trotzte weiter. Die Kreuzer des Leutnants Claus Olberg machten die Honneurs, indem sie mit Woll-dampf die Treppe hinauffuhren und dann gemächlich den langen Korridor bis an's äußerste Ende hinunter-liefen, treu gefolgt von dem Fremdling.

Ihr Gebieter hatte auf seinem Sofa keine Ruhe gefunden, denn der Bursche räumte unter Donner-gewolter das Schlafzimmer auf. Claus Olberg benutzte die Gelegenheit, um seine Schulden zusammen-zuzählen, und teilte die Gläubiger in zwei Parteien, eine die warten konnte, und eine die warten mußte. Die Arbeit war zwar nicht angenehm, aber auch nicht allzu anstrengend, denn Widerspruch erfolgte wegen Abwesenheit der Parteien nicht.

Auf einmal entstand im Schlafzimmer ein Heiden-rabau, der Bursche hatte die Tür zum Korridor geöffnet, weil er die Kreuzer kommen hörte. Und ehe Claus Olberg sich dessen versah, war sein Hundevolk, begleitet von einem riesigen Köter, Anker, teilweise auf dem Sofa, teilweise unter und neben ihm.

Der Leutnant sprang auf, um dem Besucher seine Entrüstung auszudrücken. Dieser verstand aber den Offizier falsch und lag im nächsten Augenblick vergnügt auf dem Sofa, das er kraftvoll mit der langen Rute schlug, so daß der Staub im Zimmer herumwirbelte.

Da versuchte der Offizier handgreiflich zu werden, aber er unterließ es, denn das brave Geschöpf gab seinen Unwillen im tiefsten Baße kund.

Olberg rief seinen Burschen Gustav.

„Sieh mal, wir haben Besuch bekommen, scheint sich recht wohl bei uns zu fühlen, denn einer Auf-forderung, das Lokal zu verlassen, kommt er nicht nach, was machen wir da?“

„Wir behalten den Hund, Herr Leutnant. Fünf haben wir ja schon, da kommt's auf einen mehr oder weniger nicht an, die Bataillonsküche hat genügend Abfälle!“

Olberg kratzte sich hinter'm Ohr, dann sagte er: „Na, wollen's versuchen!“

Das neue große Tier bekam vorläufig die Bezeichnung „Kreuzer U“ und wurde bald der Schrecken aller Personen, die sich im bürgerlichen Gewande in

der Kaserne blicken ließen. Jeder Zivilist, jede „Zivilistin“ wurde von ihm „gestellt“. Bald liefen Klagen über Klagen ein, denn der „Kreuzer U“ hatte nicht einmal vor den Unteroffiziersfrauen Respekt, sie trugen ja keine Uniform. Der Leutnant Olberg wurde vom Regimentskommandeur in sehr energischer Weise aufgefordert, auf seinen Hund besser acht zu geben, oder ihn aus der Kaserne zu entfernen. Der Offizier hatte den „Kreuzer U“ nachgerade satt, denn parieren war durchaus nicht dessen Sache; er liebte es, das Recht des Stärkeren alle Augenblicke geltend zu machen. Wegbringen ließ er sich einfach nicht, er kehrte immer wieder zurück und verschaffte sich die nötige Anerkennung bei den übrigen fünf Kreuzern mit Gewalt.

Eines schönen Tages war er mit Olbergs Kompagnie auf den Exerzierplatz ausgerückt und weder durch gütliche Zusprache noch flachen Klinge zu bewegen, seinen Herrn zu verlassen. Da entdeckte er am Horizont ein paar Zivilisten, gerade wo die Kompagnie in Linie aufmarschierte. Schnell legte der „Kreuzer U“ mitten durch die Mannschaften, warf ein paar um und vertrieb das Zivill vom Exerzierplatz.

Diesen Vorgang hatte der Oberst mit angesehen, er gab dem Leutnant Olberg den Befehl, den Hund sofort abzuschaffen. Wenn der Köter sich noch ein einziges mal auf dem Kasernenhofe oder Exerzierplatze sehen lasse, werde der Herr Leutnant die Folgen zu tragen haben.

Olberg grübelte, er wußte nicht, was er mit dem Hund anfangen sollte. Sein Vorschlag machte den Vorschlag zur Güte: „Schießen Sie ihn tot, Herr Leutnant!“

Dazu hatte der Offizier das Hundegeschlecht zu lieb. Aber Gustav wollte das Ungeheuer auf jeden Fall los sein. Er schleppte einen Kameraden herbei, der dem Herrn Leutnant erzählte, er habe einen Schlächter in einem drei Stunden von der Garnison entfernten Dorfe zum Dufel, der könne ein solches Hündchen gut gebrauchen, und zu fressen bekäme es dort auch genug.

Am nächsten Sonntage schritten Gustav und sein Kamerad, den „Kreuzer U“ in der Mitte, ein tüchtiges Trinkgeld in der Tasche, dem Dorfe zu. Nach vielen Fährlichkeiten kamen die Soldaten mit einer zerrissenen Extrahose und ihrem Schützling bei dem Schlächter an, der den Hund, um ihn an sich zu gewöhnen, sofort hinter Schloß und Riegel brachte. Mit Würsten beladen, hielten die mutigen Bändiger leicht schwankend ihren Einzug am Abend in die Garnison.

Die Kompagniebesichtigungen kamen heran. Nun hat der Oberst eine reizende Tochter, für die schwärmt Olberg heimlich, und sie findet den jungen, blonden Offizier entschieden sehr nett; denn sie sind merkwürdigerweise immer beisammen, im Ballsaal, wie auf dem Tennisplatz. Heute, zu den Besichtigungen, ist sie in ihrem neuen Reittkleid auf Baters altem, braunen „Bucephalus“ zum Exerzierplatz geritten,

um wenigstens aus der Ferne der Besichtigung beiwohnen zu können, — sie ist halt mal ein Soldatenkind! — Und dann wurde ja Olbergs Kompagnie inspiziert

Da, gerade als der Kompagniechef präsentieren läßt, vergeht Olberg der Atem.

Mit dem Divisionskommandeur und dem glänzenden Gefolge erscheint — der „Kreuzer U“!

Kaum entdeckt das Hündchen Oberst's blonde Grete, „eine Zivilistin“, auf dem Exerzierplatz, der Olberg noch eben einen freundlichen Gruß zugewandt, so jagt auch schon der Köter bellend auf sie zu. Der alte „Bucephalus“ legt die Ohren zurück und geht regelrecht durch. Da setzt der „Kreuzer U“ Voll Dampf auf und befährt den Ozean militärischer Ausbildung in rasender Geschwindigkeit. Grete's neues, langes Reittkleid flattert im Winde, die Flagge muß der „Kreuzer U“ niederholen! Er schnappt zu, — ein

Schrei — und triumphierend legt er, gemächlich zur Kompagnie Olbergs kommend, vor diesem — den halben Kopf der Angebeteten hin, die schleunigst verschwinden ist.

Dem jungen Offizier wird's grün und blau vor den Augen, denn nun machte sich's das Ungeheuer auch noch vor seinen Füßen, neben der niedergeholten Flagge, bequem, gähnt einmal herzhaft, sieht seinen früheren Herrn recht treuherzig an und klopft mit der langen Nute fest auf den Boden.

Der Divisionskommandeur zieht die Augenbrauen, fragt: „Gehört Ihnen der Hund, Herr Leutnant Olberg?“

„Nein, Erzellenz!“

„Aber er hat Ihnen gehört,“ schimpft sein Regimentskommandeur.

„Ich habe ihn — verstoßen, Herr Oberst!“

Kaum kann sich der Stab das Lachen verbeißen. Nun aber kommt die schwerste Arbeit: den „Kreuzer U“ von seinem ehemaligen Herrn und der bewußten Flagge wegzubringen, und mit vieler Mühe gelingt es endlich.

Der Divisionskommandeur ist bis auf die Hundeaftäre, die er mit ernsten Worten tadelt, so ziemlich zufrieden gewesen, und deshalb kommt Olberg mit drei Tagen Stubenarrest davon.

Die geben ihm Mühe nachzudenken! Er findet auf einmal, daß Junggefelle sein nicht aller Güter höchstes ist. Wenn man jetzt eine kleine liebe Frau bei sich hätte, wäre es zum aushalten, aber in dieser Kasernenbucht ganz allein mit den fünf „Kreuzern“, das bekam man satt wie das Kasinocessen. Ueberhaupt ein recht gutes Stück Rindfleisch mit Gräupchen oder Zunge in Maderasauce. — merkwürdig wie bei diesen Gedanken ihm das Wasser im Munde zusammenließ, und zu gleicher Zeit tauchte das Bild der blonden Grete vor seinem geistigen Auge auf.

Kurz entschlossen setzt er sich hin und schreibt an die Tochter seines Obersten, er muß doch wegen des Köters ihre Verzeihung erlösen! Daß der Brief acht Seiten lang wurde, was kann er dafür? Uebrigens hatte er ja auch dreimal vierundzwanzig Stunden lang absolut nichts zu tun!



Und schon nach kurzer Zeit hat er eine sehr freundliche Antwort in Händen, — so freundlich, daß der junge Offizier allen Ernstes den Entschluß faßt, Maßnahmen zu treffen, damit er den nächsten Stubenarrest nicht mehr allein zu verbringen braucht. —

Vierzehn Tage später konnte man es schwarz auf weiß lesen, Claus Olberg und die blonde Grete waren ein Brautpaar geworden — mit Hilfe des „Kreuzers U“.

Und nun mußte der Schwiegerjohn des Herrn Obersten auf. „Papa, den „Kreuzer U“ behalte ich, der hat mir Glück gebracht; wenn ich erst verheiratet bin, dann sperre mich ein so viel Du willst!“

Die blonde Grete schließt sich natürlich dem Bräutigam an.

Mit vielen „wenns“ und „abers“ gibt der Oberst schließlich seine Einwilligung: der „Kreuzer U“ bleibt da.

Jetzt hat sich das brave Hündchen an Zivilisten gewöhnt, denn Tag für Tag schreitet er bedächtig neben einem Kinderwagen her.

aber auch die Stimme eines blöckenden Kalbes oder eines grunzenden Schweinchens mußte Christian mit verblüffender Ähnlichkeit nachzuahmen, und diese Kunstfertigkeit gab Veranlassung zu manchen komischen Szenen, über die sich Herr und Diener in gleicher Weise amüsierten.

Eines Tages brachte der Postbote dem Leutnant ein duftendes Briefchen, worin ihm seine beiden Erbtanten Berta und Frieda ankündigten, daß sie den lieben Neffen demnächst besuchen wollten. In dem Briefe stand:

„Du hast uns so viel von Deiner reizenden Wohnung im Park erzählt, daß wir sehr begierig sind, Dein Lustkulum kennen zu lernen. Besonders freuen wir uns auf den Nachtigallengesang, den Du uns so entzückend schilderst. Du weißt, wie sehr wir für die Natur schwärmen, und ein Nachtigallenkonzert an einem schönen Frühlingsabend ist doch wahrlich einer der schönsten und reinsten Genüsse. Wir werden daher am nächsten Sonntag uns aufmachen, Dich zu besuchen und mit Dir einige Stunden zu verplaudern. Besorge uns nur ein gutes Quartier in einem Gasthof, denn auf Damenbesuch wird dein Junggesellenheim natürlich nicht eingerichtet sein. Wir würden uns sehr freuen, wenn Du uns um vier Uhr am Bahnhof in Empfang nehmen wolltest, und verbleibe bis dahin Deine getreuen Tanten Berta und Frieda.“

Daß die Tanten jemals zu ihm kommen würden, darauf hatte der Leutnant niemals gerechnet. Nun sie aber kamen, mußte er sie natürlich gebührend empfangen und für Unterhaltung sorgen. Am meisten machte es ihm Sorgen, daß im ganzen Park keine Nachtigall zu hören und zu sehen war; denn was er den Tanten von dem Nachtigallenkonzert in seinen Briefen erzählt hatte, war eitel Plunkerei gewesen. Aber er mußte sich zu helfen. Wozu hatte er denn seinen kunstbegabten Burschen? Der mußte die Nachtigall erziehen.

Christian wurde also instruiert, sich in einem nahe am Hause stehenden Gebüsch zu verstecken und dort, wenn er den Herrn Leutnant mit zwei Damen auf dem Balkon erblickte, sein Bestes zu tun, um die Damen in den Glauben zu versetzen, daß eine wirkliche Nachtigall schlage. Christian versprach, seinen Herrn in jeder Weise zufrieden zu stellen und steckte vergnügt den Taler in die Tasche, den dieser ihm schon vorher als Honorar in die Hand drückte.

Am folgenden Tage kamen die Tanten rechtzeitig an und wurden von dem Neffen in gebührender Weise empfangen.

Buchholz zeigte sich von seiner lebenswürdigsten Seite, führte die Tanten zunächst in den ersten Gasthof der Stadt, wo er für sie Quartier bestellt hatte und nachdem sie dort zusammen gespeist, begaben sie sich nach seiner Wohnung, wo Christian unterdessen den Kaffeetisch geschmackvoll gedeckt und mit frischen Blumen geschmückt hatte.

Die Tanten waren entzückt von der reizenden Wohnung in dem hübschen Park, in den man durch die geöffneten Fenster schaute und ganz besonders

Die falsche Nachtigall.

Humoreske von Gottlieb Hermann.

(Nachdruck verboten.)

Einen schneidigeren Offizier als den Leutnant Buchholz gab es im ganzen Regimente nicht; bei seinen Kameraden war er wegen seiner tollen Streiche allgemein beliebt, und zwei bejahrte, reiche Tanten, die, wie man wohl zu sagen pflegt, in den flotten Neffen vernarrt waren, sorgten dafür, daß dieser trotz der knappen Gage doch herrlich leben konnte. In der kleinen norddeutschen Garnison war deshalb der schöne Leutnant eine stadtbekannte Persönlichkeit. Er hatte ein kleines Gartenhaus in einem Park gemietet, das er in komfortabelster Weise möblierte und nun mit seinem Burschen Christian bewohnte.

Besagter Christian war eine Perle unter den Offiziersburschen. Er sorgte wie eine Hausfrau für die leiblichen Bedürfnisse seines Herrn, hielt dessen Uniformen und andere Kleidungsstücke in tadelloser Ordnung, kochte Kaffee und Tee, reinigte die Zimmer, kurz, er tat alle Dienste, die ein ordentlicher Bursche seinem Herrn zu leisten hat.

Am Abend aber, wenn alle Arbeiten erledigt waren, machte Christian sich gewöhnlich noch ein Extravergnügen. Er verstand die Kunst, allerlei Tierstimmen hervorzu- bringen, besonders täuschend das Schlagen einer Nachtigall nachzuahmen, ohne einen anderen Apparat, als ein Stückchen Zwiebelshale, das er kunstgerecht zwischen die Zähne klemmte. So saß er oft in seinem Stübchen und gab den Leuten, die vorbeingingen, ein Freikonzert.

Mancher glaubte wohl, der Herr Leutnant habe in seinem Nachstübchen eine Singvögelsammlung;



„Die Nachtigall!“, flüsterten die Tanten.

gespannt waren sie, als der Nefse ihnen sagte, daß fast unmittelbar unter dem Balkon seines Zimmers in dem Gebüsch eine Nachtigall ihr Nest gebaut habe, die ihn jeden Abend mit ihrem herrlichen Gesang ergötze.

Nach dem Kaffee führte Buchholz seinen Besuch auf den Balkon; das war für Christian das Zeichen, mit seinem Konzert zu beginnen. Die Tanten hatten eine Handarbeit vorgenommen, während der Nefse sich behaglich im Schaukelstuhl refelte und eine Havana rauchte.

Da, horch! Leise, schmelzende Töne, die nach und nach stärker anwuchsen, bis sie zum schmetternden Gesange wurden.

„Die Nachtigall!“, „Philomela!“ flüsternten die Tanten und blickten mit verzückten Augen zum Himmel. „O, wie süß! Himmlisch! Reizend! O, wie glücklich bist du, lieber Nefse, daß du solches täglich genießen kannst.“

Und immer voller, immer melodischer wurde der Gesang — bald klagend, bald lockend und dann wieder schmetternd, daß es laut durch den Park schallte. Die Damen hatten ihre Hände in den Schoß gelegt; sie lauschten und lauschten und der empfindsamen Tante Frieda flossen dabei die Tränen über die Wangen.

Wohl eine halbe Stunde oder länger dauerte das Konzert; dann erstarb die Stimme in leise klagenden Tönen und endet mit einem unergleichlichen Triller.

Buchholz konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, als die Tanten immer noch stumm dasaßen, noch ganz hingerissen von dem eben Gehörten. Da trat plötzlich Christian aus dem Gebüsch, schlug die Absätze zusammen und rief: „Herr Leutnant, fall ich nu dar lüttge Swien (kleine Schwein) oof mal quiekien laaten (lassen)?“ —

Die Tanten reisten noch an demselben Abend wieder ab.

Wunden und Verletzungen.

Bei allen Fingerverletzungen — und sei es „nur“ ein Nadelstich — soll man sich nicht die kleine Wunde verdrießen lassen, den Finger in warmem Seifenwasser sofort zu reinigen und dann nochmals einige Minuten zu baden.

Man hüte sich gerade vor Nadelstichen; sie bergen infolge der kleinen Stichöffnung, welche sie zurücklassen, und die bald verklebt, eine bedeutende Gefahr.

Nach dem häufig wiederholten warmen Baden ist ein Umschlag mit essigsaurer Tonerde und Verband das rationellste, zumal wenn schon der Finger etwas angeschwollen und schmerzhaft ist, wenn es „in ihm pudert“. Gekautes Brot, schwarzes Zuggpflaster usw. sind als lebensgefährlich zu verwerfen. Dieses billige unschuldige Meditament sollte jeder Haushalt aufweisen; es ist in jeder Drogerie für 10 Pfg. käuflich. Ein Spößel auf einen Tassenkopf Wasser ist eine völli unerschädliche Verdünnung.

Blutet eine Wunde, so ist ein fester Verband — aber erst nach oben angeführter Reinigung — erforderlich. Doch soll man dazu nicht etwa alte Verbände, schmutzige Taschentücher oder gar alte Strumpfstücke — man sieht auch hier die abenteuerlichsten Sachen — benutzen, sondern auch hier muß jeder Haushalt mit einem Verbandstückchen ausgerüstet sein. Daß die Person, welche den Verband anlegt, zuvor selbst ihre Hände mit warmem Wasser, Seife und Bürste reinigen muß, ist selbstredend. Doch gerade hier wird am häufigsten gefehlt, sei es aus Unwissenheit, sei es, weil die Zeit dazu oft fehlt, z. B. bei plötzlichen Verletzungen.

Da hat sich denn ein Kölner Arzt Dr. Breuer sehr verdient gemacht, der ein in seiner Art neues Verbandspäckchen erfunden hat. Es dient als Notverband und ist so zusammengefaltet, daß die schmutzigen Hände mit der die Wunde direkt berührenden Verbandstoffeinlage nicht in Verbindung gelangen.

Bei allzuehestigen Blutungen infolge größerer Verletzungen, z. B. Betriebsunfällen, ist mittels einer Binde, Taschentuch usw. oberhalb des Wundbereichs — d. h. also zum Herzen hin — das blutende Gefäß zusammenzudrücken; dann wird die Wunde wie beschriebenen behandelt und verbunden.

Und die Augenverletzungen usw.? Zum Kühlen bei Rötung und Schwellung, Entzündung der Lider

oder des Augapfels im laienhaften Sinne benutze man abgekochtes, nicht zu kaltes Wasser mit Zusatz von essigsaurer Tonerde in gleicher Verdünnung, oder Kamillentee. Man hüte sich vor dem so beliebten Bleiwasser. — Ist jemandem ein kleines Stäubchen ins Auge gesogen, so reibt er am Auge doch, trotz aller Warnung. Dabei reißt er mechanisch, vielleicht nur mikroskopisch kleine Teile des schützenden obersten Epithels der Hornhaut ab. Auf diese Stelle Bleiwasser gebracht, kann zu Hornhauttrübungen und -flecken führen, indem sich Blei in die so entstandenen kleinen Risse und Epithelverluste einbettet, welche nie wieder verschwinden und das Sehen erschweren, ja oft ganz unmöglich machen können.

Zum Auswaschen der Augen bei leicht milchigem Sekret oder bei Verklebungen der Augen, wie man es bei Kindern, besonders strophulösen, so oft sieht, benutze man nie den Schwamm. Derselbe birgt in seinen Poren nur schwer zu entfernende Infektionsstoffe und Schmutz. Dagegen benutze man saubere Lätzchen, Verbandstoffe, frisch gewaschene Taschentücher, aber nie gebrauchte, eine Unsitte, wie man sie leider täglich zu sehen Gelegenheit hat. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß wir bei Kindern besonders streng darauf sehen müssen, daß sie nicht mit den schmutzigen Fingern, mit denen sie eben im Sand gespielt haben, sich ins Auge fassen.

Alle Verletzungen des Auges, stärkere Rötung, welche sich dem ganzen Auge mitteilen, verlangen eine sachgemäße Behandlung, die man im eigensten Nutzen möglichst gleich aufsucht, ohne vorher den guten Rat hilfebereiterer Nachbarinnen zu befolgen. Denn oft sind Minuten ausschlaggebend für das vollständige Gelingen der Heilung.

Rätsel.

Es ist weiß und man läuft drauf?

Ἐὺς ἀαυογσῆαυδ

Wann das Erste in das Zweite geht, dann geht das Zweite in das Erste?

Ἰουλοῖστῆν

Warum nennt man das Absterben der Natur „Herbst“?

— ἦ ἢ „εἰλαδῆ“ σοῦ ιαδραῆ ἡαυῖ οὐα ιαδραῖδ ἠεἰσσεῖδ ἠεἰσσεῖδ ἠεἰσσεῖδ

Der Schleicher.

Humoreske von Leo von Torn.

(Nachdruck verboten.)

Wenn das Barometer fällt, so schließt man mit ziemlicher Sicherheit auf eine Temperaturänderung. Wenn ein Hund beißt, so beurteilt man seine Gemütsstimmung als eine unfreundliche, und wenn jemand Schnittlauch isst, so erscheint es begreiflich, wenn er eine Zeitlang aus dem Munde riecht. Wenn aber ein Offizier unter Anwendung aller möglichen Kniffe und Pfiffe es durchsetzt, vom ersten Garderegiment zu Fuß in ein märkisches Nest veretzt zu werden, das nur aus Versehen ins Kursbuch gekommen ist — dann macht er entweder Harakiri oder er ist verrückt geworden.

Das ungefähr war der Gedankengang jener Auseinandersetzung, die Leutnant von Kalies mit seinem Freunde, dem vor ein paar Stunden aus der Residenz eingetroffenen Freiherrn von Suchwardt, hatte, als sie sich am Fenster des „Braunen Hirsches“ gegenüberfaßen.

„Und eine andere Möglichkeit kannst Du Dir für meinen Fall nicht denken?“ fragte der Baron.

„Ne!“

Das Wort drückte die unerschütterlichste aller Ueberzeugungen aus. Aber es beirrte Hasso Suchwardt nicht.

„Sag mal, Werner, ist Dir in der letzten Zeit in dieser Garnison nichts aufgefallen? So eine gewisse Veränderung zu ihrem Vorteil?“

„Veränderung — allerdings. Der Chateau Lafitte im Kasino ist wegen der gesegneten Blaubeerenernte des vergangenen Jahres um zwei Groschen die Flasche billiger geworden, und Herr Stadtrat Wilde läßt seinen Zaun neu anstreichen. Sie sind noch dabei.“

„Weiter nichts, Werner? Du hast nicht bemerkt, daß seit einigen Wochen alles viel schöner geworden ist? Daß die Sonne hier so herrlich scheint, wie nirgend wo anders in der Welt — auch wenn es regnet? Daß über jedem Winkel und über allen Gassen ein wunderbarer Hauch von Poesie liegt —?“

„Allmächtiger,“ stöhnte Leutnant von Kalies entgeistert, indem er nach dem Puls des Freundes tastete.

Freiherr von Suchwardt beseitigte die sorgenvolle Hand unter geschickter Ausnutzung seiner brennenden Zigarre. Dann schaute er schwärmerisch über den Marktplatz. Sein Blick blieb an dem gegenüberliegenden Eckladen haften.

„Da drüben ist eine Konditorei, nicht wahr?“ fragte er seinen Freund.

„Um — wie man's nehmen will. Eigentlich ist's nur ein Bäcker. Am Sonnabend aber werden

auch Kuchen gebacken — auf Vorrat; die Woche über werden sie nur frisch abgestaubt.“

„Da also wird sie häufig sitzen,“ nickte Suchwardt vor sich hin, indem er gerührt und begeistert nach dem Fensterchen hinüberpähte, an dem ein Plakat sogar „Gefrorenes“ anzeigte.

„Du mußt nämlich wissen, sie isst leidenschaftlich gern Kuchen. Es ist entzückend, mit anzusehen, wie die weißen Mausezähnen ein Eisbaiser wegknabbern. Na überhaupt — man muß blind oder ein Barbar sein, um nicht alles reizend an ihr zu finden, das wundervolle Haar, die lustigen, graublauen Augen —“

— die beiden Grübchen oberhalb der Mundwinkel, die fest aufgesetzte Nase usw. Am reizendsten aber finde ich die Unverfahrenheit, mit der Du mich wegen der kleinen Majorstöchter auf die Folter spannst. Da sagt man doch einfach: ich bin in Frieda Meckelburg verliebt — und damit sind dann alle Dummheiten, die Du bisher ausgeheckt hast, einigermaßen erklärt.“

„Weshalb Dummheiten, mein Freund? Abgesehen davon, daß mir unser Planet nur in der Nähe dieses Mädchens erträglich bewohnbar erscheint — die Stadt ist doch sehr hübsch und gemüthlich; sie hat nahezu fünfzehntausend Einwohner, wie ich gehört habe.“

„Die sind auch danach,“ knurrte Leutnant von Kalies. „Das ist aber nicht das Schlimmste; kennst Du unseren Bataillonskommandeur, den Herrn Major von Meckelburg?“

„Noch nicht. Er soll ein forsjcher Herr sein.“

„Kannst Du aus dem Klimmzug heraus einen langsamen Bauchschwung nach Zählen machen?“

„Ich hab's noch nicht probiert.“

„Dann üb' Dir das ein, mein Lieber. Und möglichst noch ein paar andere Kunststücke. Der Mann hat den Kraft- und Schneidigkeitsfimmel. Und der Herren von der Garde nimmt er sich besonders an. Sie sind ihm zu potent, zu glatt — Deinen weißen Hemdkragen wird er Dir schon abgewöhnen. Nun aber die Hauptsache: Kennst Du den General von Meckelburg? Den Divisionär von der Zweiten?“

„Den Schleicher? Selbstverständlich habe ich von dem schon gehört. Er erscheint überall wie der Teufel auf Filzparisern. Aber mit dem haben wir doch in der ersten Division nichts zu tun —“

„Nichts zu tun!“ heulte Werner von Kalies auf. „Das kommt davon, wenn man sich vorher nicht erkundigt bei einem alten Freunde. Der Schleicher ist der Vater des Majors, der Großvater Deiner Liebe! Der Familiensinn dieses Menschen ist unser Verhängnis. Alle vierzehn Tage, drei Wochen schwirrt er an — meist

Sonnabends, wo er dann über Sonntag bleibt. In diesen Tagen ist alles, was blante Knöpfe trägt, in Sorge und Unruhe. Der Mann sieht alles. Er geht extra abends spazieren, um den Leuten aufzulauern, die etwa nach Zapfenstreich kommen und deren scheue Gile auf das Fehlen einer Urlaubskarte schließen läßt. Natürlich straft er nicht selbst. Dazu hat er kein Recht. Er kommt auch meist in Zivil. Aber seinem Schicksal entgeht niemand. Auch Du wirst ihm nicht entgehen."

"Abwarten. Daß mir hier nicht eitel Rosen blühen würden, habe ich schon meiner Frieda angemerkt, als ich ihr in Berlin von meinem Vorhaben sprach, mich herversetzen zu lassen. Sie hat recht verängstigt betont, daß Papa gegen Gardeleutnants eine starke, ihr vollständig unerklärliche Abneigung habe. Ich bin also einigermaßen vorbereitet. Im übrigen nehme ich jeden Kampf an. Es handelt sich um mein Lebensglück."

Schon die erste Vorstellung beim Major ließ keinen Zweifel, daß die Warnungen ihre volle Berechtigung hatten. Major von Meckelburg machte aus seinem Herzen keine Mördergrube — in seiner Ansicht über die Herren von der Garde, die mit unvorschriftsmäßig hohen Uniformtragen und noch höheren Präntationen in die Provinz abgeschoben werden.

Hasso von Suchwardt schluckte tapfer alles herunter, was er reingewürgt bekam. Ihn härtete die Hoffnung ab, daß er nun endlich die Geliebte wiedersehen würde. Aber er schlug die Hacken bereits zum zweiten Male zum Abschied zusammen — und der Major machte immer noch keine Anstalten, ihn der Familie zu präsentieren. Im Gegenteil.

"Adieu, Herr Leutnant. Meinen Damen kann ich Sie im Augenblick nicht vorstellen. Sie sind ausgegangen. Ein andermal. Uebrigens haben Sie meine Tochter ja wohl schon kennen gelernt —"

"Ich hatte die Ehre," stotterte der Baron unter peinlichem Erröten.

"Ihr Fräulein Schwester ist eine Pensionsfreundin meiner Tochter —"

"Sehr wohl, Herr Major. Die Damen begegneten sich in einer bekannten Familie und erneuerten ihre Freundschaft."

"Ja, ja — es ist merkwürdig, wie man sich manchmal so wiedertrifft. Ganz merkwürdig. Und

nun sind Sie gar noch hierher verschlagen. Was ich übrigens noch sagen wollte — ich habe schon mit Ihrem Herrn Kompagniechef gesprochen. Morgen ist Kindtaufe bei Herrn Hauptmann Rauscher. Das ganze Offizierkorps ist geladen. Sie werden anstelle des Herrn Leutnant Böhm, der ein Better der Familie ist, Bataillons-du jour und Ronde übernehmen."

"Zu Befehl, Herr Major."

"Ich will Ihnen Gelegenheit geben, gleich von vornherein Umsicht und jenen Schneid zu betätigen, den ich bei meinen Offizieren ganz besonders schätze. Ich danke Ihnen, Herr Leutnant. Auf Wiedersehen."

Es war an einem der trostlos matschigen Regenabende, an denen dieser Winter so reich ist, als Freiherr von Suchwardt die Feldbinde umlegte und den, nicht mehr mit dem Gardestern geschmückten Helm aufs Haupt drückte, um die Ronde anzutreten. Er hatte schon einige Posten revidiert und bog

in die Vorstadt ein, um die Gefängniswache — neben der Hauptwache die verantwortlichste — zu besuchen. Auf diesem Wege wurde ihm das Herz ein wenig schwer. In der Vorstadt wohnte nämlich Hauptmann Rauscher. Suchwardt begegnete mehreren Kameraden, die zum Feste zogen; darunter auch Kalies der ihm tiefbewegt die Hand drückte und fragte:

"Wie geht es Dir, mein Herzchen? Nun merkst Du erst, daß die Sonne hier so herrlich scheint wie nirgends wo anders in der Welt — selbst wenn es dunkel ist und regnet, nicht wahr? Daß über allen Gassen ein wunderbarer Hauch von Poesie liegt —"

Er vollendete nicht, denn trotz der Dunkelheit bemerkte er eine verdächtige Armbewegung des Freundes, der er sich zu entziehen wünschte. Aber im Abgehen fügte er noch hinzu: "Und paß auf den Schleicher auf! Er ist zwar auch eingeladen und wohl schon dort — aber man kann nie wissen, wie der Kalimus piept."

Einige Minuten später war Hasso von Suchwardt auf der Wache, ließ sich die nötigen Meldungen erstatten und sah das Postenbuch ein. Während er damit beschäftigt war, hörte er durch die geöffneten Fenster, daß jemand mit dem Posten ein Gespräch anknüpfte.



— eine Zigarre dürfen Sie doch jedenfalls nehmen?"

„Aber so nehmen Sie doch, lieber Mann, trinken Sie nachher ein Glas Bier dafür,“ sagte eine knarrende Stimme.

„Das darf ich nicht.“

„Um — aber eine Zigarre dürfen Sie doch jedenfalls nehmen?“

„Nein.“

„Um — Sie sind eigentlich ein rechter Schafskopf, daß Sie sich das Geld und eine gute Zigarre entgehen lassen. Was würden Sie übrigens als Posten vorm Gewehr tun, wenn Sie jemand wirklich einen Schafskopf schelten würde?“

In diesem Augenblick trat der Rondeoffizier heraus und wandte sich mit seinem ehernsten Dienstgesticht an den hämisch lauernden alten Herrn.

„Sie haben den Posten zu bestechen versucht und ihn beleidigt. Wie heißen Sie?“

„Ich bin der Generalleutnant von Meckelburg.“

„Das kann jeder sagen. — Wachhabender!“

„Herr Leutnant!“

„Dieser Herr ist Arrestant.“

„Aber erlauben Sie,“ stotterte der Alte. „Man kennt mich hier allgemein —“

„Wachhabender, kennen Sie den Herrn? — Posten, Sie?“

Ein mit Berve herausgestoßenes Nein war die Antwort.

„Sie sehen also, man kennt Sie nicht. Im übrigen ist es auch mehr als unwahrscheinlich, daß ein hoher Offizier einen Posten zu strafbaren Handlungen zu verleiten sucht und ihn außerdem beleidigt.“

„Aber ich wollte den Mann doch nur prüfen. Uebrigens bin ich sofort zu refognoszieren durch meine Enkelin, die Tochter des Majors von Meckelburg, die nur ein paar Schritte vorausgegangen ist. Wir sind auf dem Wege zu einer Festlichkeit. Da kommt sie schon zurück — Frieda!“

„Aber, wo bleibst Du denn, Großpapa?“ fragte das junge Mädchen befremdet, indem es nähertrat. Gleich darauf zuckte es zusammen, und das Gesichtchen überflog eine glühende Röte.

„Aber um Gotteswillen, das ist doch Großpapa,“ hauchte die Kleine, indem sie sich an den Arm des jungen Offiziers hing. „Mach' uns nicht unglücklich, Hasso.“

„Tut mir leid, gnädiges Fräulein. Nur wenn ein Offizier der Garnison mir die Angaben des Herrn bestätigt, kann ich von der Festnahme absehen.“

Dabei beharrte er unerschütterlich und während der zwanzig Minuten, die es dauerte, bis der Major, von seiner Tochter gerufen, herbeistürzte, saß der Generalleutnant von Meckelburg, Divisionär der Zweiten, in der Wachtstube. Und die Mannschaft machte dabei ein Gesicht, als wenn jeder von ihnen einen harten Taler und eine ganze

Kiste Zigarren geschenkt bekommen hätte Dem Major imponierte die Schneidigkeit des „Herrn von der Garde“ derart, daß er ihn zum nächsten Tage zu Tisch bat. Der Schleicher aber ist nicht mehr wiedergekommen — nicht einmal zur Hochzeit!

Eine Liebe.

Von Oberstleutnant a. D. Adolf Ott.

Ich war als Regimentskadett in die Armee eingetreten, eine Spezies von Offizierspflanze, die wie das vorstuhflutliche Mammut oder das Riesens-Megaterium, zu deutsch: Riesensfaultier, zur Zeit nicht mehr existiert.

Mein Grenzermeister war ein Unteroffizier namens Feuerberger, ein geborener Rheinpfälzer, geschwätzig, gutmütig und Liebesgaben sehr zugeneigt. Sein Neuhäres entsprach dem Namen, denn er war mehr rot als blond und hatte ein schneidiges Wesen, das jedoch nicht sehr ernst zu nehmen war. Manchmal konnte er auch weiche Töne anschlagen wie z. B. wenn er sagte:

„Herr Kadett! Wenn Ihre Frau Mutter das miserablische Rechtsrum gesehe hätt', nachher könnt sie drei Nächt net schlofe, so müßt sie sich für ihren Sohn scheniere.“

Unzweifelhaft war er sehr philosophisch angelegt. So bemerkte er einmal mit dem Tone der tiefsten Ueberzeugung:

„Sehe Sie Herr Kadett, für das was gewest is, do gebt der Jud keen Grosche. Berufe Sie sich nie auf das, was mit Ihne früher war: Da finde Sie keen Anklang dermit. Die merschte Leut wolle net an die Bergangeheit erinnert werde. Wenn Sie awer meine, Sie hätte die Gegenwart beim Schopf, da sin Sie schief gewickelt. Denn wisse Sie: Lebe, schnaufe un vorwärtskomme tut mer nur so viel, als es die gestatte, die ober einem sind. Nor das Rückwärtskomme, wird Ihnen ohne Anstand überlasse. Wenigstens behaupte die Annere immer, mer sei eenzig und alleene selber dran schuld.“

Wenn Sie sich auf die Zukunft freue, da wird erscht recht nix draus. Hawe Sie auch een ganze Heuwage voll Verdienstschte, das helfst all nix. Es is alsfort nix auf der Welt, als e große Hin- und Herdruckerei. Bis mer a mal dazu kommt, selber mitz'brücke zu derse, da is mer entweder e recht groß Tier, oder recht alt, oder — was auch oft zutrifft, e recht großer Lump geworde.

Ich sage Ihne, Herr Kadett: Das bescht auf der Welt, das is e recht guter Mage. Ich hab immer noch gesunde, daß die Leut', die ein gute Mage hawe, auch gute Mensche sind, denn sie hawe